

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Ein Brief. Vom Wirklichen Geheimen Rath von Goffeln	229
Antwort. Von H. G.	235
Anglo-brussischer Zwist. Von Richard Salfer	245
Herr Dr. Büchsenfeger. Von Rudolf Schmieb	250
Weibhanzigen. Von Zur Linde, Felke, Auguste Hauschner	260
Chekienj. Von Labou	263
Ubi Wubi?	266

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3 a.
1906.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssüssen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

An- und Verkauf von Grundstücken

9-4 Uhr.

Restaurant Hundekehle im Grunewald

2 Diners à 3,00 Mk. (Gut gepflegte Weine) täglich in der Wein-Abteilung in geschloss. Räumen.

Bier-Abteilung: Reichhaltige Speisen nach der Karte zu soliden Preisen. Original Pilsener - Weihenstephan - Berliner Fockbrauerei.

Vom Bahnhof Grunewald in 5 Min. zu erreichen. Von der Haltestelle der elektr. Bahn in 2 Minuten zu erreichen. Die Wege sind abends elektrisch beleuchtet.

Hermann Otto, Hoflieferant.

Dr. med. A. Smith'sches Ambulatorium für

Herz- und Nervenranke

Berlin W. 66, Potsdamerstr. 52.

Funktionelle Untersuchung und Behandlung. Ausführliches in Prospekt (frei).

Literatur: Dr. med. Max Asch, Herz- und Nervenleiden und ihre Behandlung mit unterbrochenen und Wechselströmen. - Historisches, Theoretisches und Praktisches in gemeinverständlichster Darstellung. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. Preis 50 Pf.)



Der anerkannt beste Kneifer: Der orthozentrische Kneifer "Ideal" nach Dr. Brinkhaus. Von hoher Eleganz. Das Neueste: Feder und Stenge sind eins. Beseitigt Schabdrück durch korrekte Zentrierung. Fehlerhafte Zentrierung verursacht Schielen. Von verblüffend. Einfachheit. Sitz sehr fest u. korrekt, von hervort. Aerzten empfohlen. Orthozentrische Kneifer Gea. m. b. H., Potsdamerstr. 132. *Nur bitte auf Firm u. Kennzeichen achten.*

**Hervorragendes Tafel-
 und Gesundheits-Wasser**

Namedy
Sprudel

Mineral-Quelle bei Andernach a. Rh.

Berlin, Quitzow-Str. 56/58. (Tel. II, 1144).



Berlin, den 18. August 1906.

Ein Brief.

Von Seiner Excellenz dem Herrn Wirklichen Geheimen Rath von Holstein erhielt ich am neunten August den folgenden Brief:

Berlin, den fünften August 1906,
Großbeerenstraße 40.

Herrn Maximilian Harden.

Gehrter Herr!

Sie haben sich in der letzten Zeit wiederholt mit mir beschäftigt, mich auch noch in der Nummer vom Dritten dieses Monats genannt. Ich habe mir zunächst darüber eine Meinung bilden wollen, ob die „Zukunft“ wirklich nur Ihre eigene persönliche Ansicht wiedergiebt. Die Auskünfte, welche ich inzwischen erhielt, lauten übereinstimmend dahin, daß Sie lediglich Das veröffentlichen, was Sie selber für richtig halten. Deshalb antworte ich jetzt.

Um chronologisch zu verfahren, fange ich mit der zeitlich frühesten Notiz an. Aus Moritz Busch haben Sie ein Geschichtchen übernommen, wonach der ehemalige russische Reichskanzler Graf Nesselrode von mir gesagt haben sollte: „Dieser junge Mann weiß Mancherlei, er wird aber niemals im Stande sein, eine Sache allein zu führen.“ Das soll Fürst Bismarck an Moritz Busch weiter erzählt haben. Hoffentlich hat Busch sich verhört; denn die thatächliche Unterlage der Geschichte kann nur der folgende Vorgang sein. Im Winter 1861 — ich weiß nicht, ob am Anfang oder am Ende des Jahres — stellte mich, den damals etwa Dreiundzwanzigjährigen, der Gesandte von Bismarck bei einem Diner des Barons Stieglitz dem ungefähr achtzigjährigen Grafen Nesselrode vor mit der scherzenden Bemerkung: „Ein Diplomat der Zukunft“; worauf der Andere mit der dünnen Stimme von Thiers — dem er auch in Figur

und Kopf etwas ähnelte — die Antwort gab: „In Zukunft wird es weder Diplomatie noch Diplomaten geben“. Diese Aeußerung, zu Bismarck gethan, der unmittelbar vor seinem größten diplomatischen Jahrzehnt stand, ist mir unvergesslich geblieben. Mit mir sprach Kesselrode gar nicht; ich bin ihm auch nicht wieder begegnet. Es ist also nicht ernsthaft zu nehmen, daß er hinterher über mich nachgedacht und gar ein ins Einzelne gehendes Urtheil abgegeben haben sollte. Ich erwähne dieses Geschichtchen, weil es typisch ist.

Die in der Zeitfolge nächste Notiz besagt, daß ich dem Professor Schweningen sofort nach seiner Ankunft hier, also wohl ums Jahr 1880, „einen Bund vorge schlagen habe“. Ich habe nie an etwas Derartiges gedacht; hingegen hat Dr. Schweningen mir damals aus eigener Initiative erklärt, er werde es mir niemals vergessen, daß ich, als Graf Wilhelm im Zweifel gewesen sei, ihm zugeredet hätte, es doch mit Schweningen zu versuchen. Der Graf habe ihm Das erzählt. Mit dieser Erklärung Schweningers war der Bund eigentlich schon fertig; aber was hätte ich mit Schweningen als Verbündetem anfangen können? Für Dinge außerhalb seines Berufes interessirte er sich zu jener Zeit gar nicht; und ich meinerseits war auch nicht in der Lage, nach Stützen oder Verbündeten herumzujuchen. Dafür, daß ich auch in der Zeit der höchsten bismarckischen Machtentfaltung um das Wohlwollen selbst der dem Hause Nächststehenden nicht buhlte, ließen sich eventuell zugkräftige Beispiele anführen. Wer von dem einstigen engeren bismarckischen Kreise diese Zeilen etwa liest, wird mich wohl verstehen. Daß viele Falsche, was, zum Theil auf Grund zorniger Aeußerungen auf bismarckischer Seite, nachträglich über den Charakter meines dienstlichen und menschlichen Verkehrs mit dieser Familie verbreitet worden ist, kann gründlich berichtigt werden durch die Verwerthung der ungezählten Briefe, die ich von Familienmitgliedern besitze. Ich würde mich aber zu der Veröffentlichung nur ungern schon jetzt entschließen, da der Privatbrief seiner ganzen Natur nach sich nicht für die zeitgenössische Oeffentlichkeit eignet.

Der Zeit nach folgt jetzt die Angabe, daß Fürst Bismarck mich Mitte der achtziger Jahre als Unterstaatssekretär abgelehnt habe. Dem gegenüber kann ich nur konstatiren, daß Graf Herbert damals die Unterstaatssekretärfrage mit mir in direkt entgegengesetztem Sinne besprach, was er ohne Wissen und Willen des Vaters kaum gethan hätte. Denn wenn ich mich bereit erklärte und der Reichskanzler lehnte mich nachher ab, war der Sohn mir gegenüber bloßgestellt. Ich erklärte indessen, daß ich mich nicht für die geeignete Persönlichkeit hielte, und wir erörterten dann die Kandidatur Berchem. Der Grund

meiner Zurückhaltung war einfach der, daß ich mir bewußt war, in handelspolitischen Dingen die für die Stellung erforderlichen Kenntnisse nicht zu besitzen, und daß die Rolle des Vorgesetzten, der von seinen Untergebenen sich belehren lassen muß, mir nicht zusagte. Aber noch ein paar Jahre später sagte mir Graf Herbert Bismarck eines Tages wörtlich, im Ton übler Laune, bei Erwähnung meiner früheren ablehnenden Haltung: „Das beweist nur, daß Sie Ihre Person über die Sache stellen.“ Ich habe die Aeußerung genau behalten, weil mir der gereizte Ton auffiel. Ich nahm und nehme an, daß Staats- und Unterstaatssekretär sich gerade über eine Frage österreichischer Handelspolitik gestritten hatten. Die Beiden kamen gut mit einander aus; nur überwogen beim Einen die russischen, beim Anderen die österreichischen Sympathien.

Die nächste Angabe bezieht sich auf meine angebliche Rolle bei der Bismarck-Katastrophe. Sie erwähnen Daß, was der verstorbene Schloezer darüber gesagt hat. Ein klassischer Zeuge war Schloezer nicht. Ich meine nicht etwa, daß er log; er war durch Leidenschaft geblendet. Er wußte, daß ich ihn für geistig verbraucht hielt und für seine Entfernung von Rom votirt hatte. Diese Auffassung theilte der Staatssekretär Graf Bismarck so vollständig, daß er sich im Jahr 1889 durch den Dezerenten Geheimen Rath Kayser ein ausführliches Exposé machen ließ, wo unter Bezugnahme auf Schloezers Berichterstattung dargelegt wurde, daß und weshalb es dem dienstlichen Interesse entsprechen würde, einen Personenwechsel bei der Römischen Gesandtschaft eintreten zu lassen. Das Schriftstück muß sich noch im Auswärtigen Amt befinden; jedenfalls ist der Inhalt in den Büchern des Centralbureaus genau notirt. Ein paar Tage, nachdem dieses Exposé dem Reichskanzler vorgelegt worden war, erzählte mir der Staatssekretär: „Mein Vater will Schloezer in Rom lassen; er sagt: ‚Ich bin an den alten Ruchknacker nun mal gewöhnt.‘“ In jenem Jahr 1889 und später nochmals bin ich vor Schloezer gewarnt worden: „Er pfaucht vor Buth.“

Auch Damen sind in die Bismarckerörterung hineingezogen worden. Die Witwe meines alten Freundes, des als Personalrath im Ministerium des Innern 1884 verstorbenen Geheimrathes von Leblien, welcher als ultra-konservativer Mann dem Fürsten Bismarck immer antipathisch gewesen war, sollte mich in antibismarckischem Sinn inspirirt und ich sollte versucht haben, die Gräfin Wilhelm Bismarck und damit wiederum den Gemahl für meine politischen Zwecke zu gewinnen. Was den ersten Punkt anlangt, so kann ich nur sagen, daß, wer mich kennt, Freund und Feind, mir bisher wenigstens das Eine gelassen hat, daß ich meine Gedanken, gut oder schlecht, selbst fabrizire. Für

unselbständig werde ich im Allgemeinen nicht gehalten. Womöglich noch überraschender als diese Verdächtigung ist die Heranziehung der Gräfin Bismarck; und ich kann mir das Erstaunen der Gräfin, wenn sie den betreffenden Artikel gelesen hat, ungefähr vorstellen. Für Niemanden, der den Grafen Wilhelm Bismarck näher kannte, hat jemals der Gedanke in Betracht kommen können, ihn als süßjames Werkzeug ins Auge zu fassen. Ich bekenne mich offen zu der Ansicht, daß er den Vater in kritischen Lagen eben so entschlossen, aber ruhiger und umsichtiger berathen haben würde als der ältere Bruder. Auch ist mir einstmal von glaubwürdiger Seite erzählt worden, daß der Altreichskanzler kurz nach der Katastrophe von 1890 etwas Aehnliches geäußert habe. Andererseits theilte mir in der ersten Hälfte der achtziger Jahre eine noch heute lebende Persönlichkeit mit, Fürst Bismarck habe ihr gesagt: „Bill ist mir wirklich sehr ähnlich. Ich erschrecke manchmal, wenn ich sehe, wie ähnlich.“ Damit konnte wohl nur gemeint sein, daß Graf Wilhelm Bismarck eben so wenig wie der Vater geneigt war, eine einmal gefaßte Ansicht aufzugeben. Dieser aus der Aehnlichkeit entstehenden incompatibilité der Geister war sich der Graf klar bewußt; deshalb hatte er nicht gewünscht, im Kreise Schlawa, wo Barzin liegt, Landrath zu werden oder in Berlin zu bleiben. Leider.

Was die Bismarck-Katastrophe selbst anlangt, so ist ja bekannt genug, daß ich aus Gründen, mit denen meine Person nichts zu thun hat, das Aufwühlen dieses weltgeschichtlichen Staubes, mit Dem, was drum und dran ist, nach allen Seiten hin für schädlich halte. Diese Ansicht wird man, glaube ich, als die richtige erkennen, wenn nach Veröffentlichung des dritten Bandes der „Gedanken und Erinnerungen“ die Diskussion wieder in Gang kommt. Wann Das geschehen wird, ahne ich nicht; falls ich vorher aus dem Leben scheiden sollte, werde ich einer kompetenten Persönlichkeit den Auftrag zurücklassen, das nach Lage der Dinge etwa geeignet oder nothwendig Erscheinende aus meinem Nachlasse zu veröffentlichen. Mir ist gesagt worden, daß auch von anderen Seiten auf diesen Zeitpunkt gewartet wird.

Ich komme jetzt zu Dem, was Sie über die nachbismarckische Periode sagen. Besonders aufgefallen ist mir da selbstverständlich der Satz: „daß ich während drei Lustren der internationalen Politik des Deutschen Reiches die Richtung gewiesen habe.“ Sie arbeiten unter der Er schwerung, öfters Dinge behandeln zu müssen, deren Richtigkeit Sie nicht selbst kontroliren können, bei denen Sie Anderen zu vertrauen haben. Im vorliegenden Fall ist Ihr Vertrauen schände getäuscht worden. Beim Lesen des obigen Satzes in Ihrem Artikel vom dreiundzwanzigsten Juni ist mir — und auch Anderen — der

Gedanke gekommen, daß diejenige Stelle, von welcher die Mittheilung ausging, die Hoffnung hegte, ich würde durch die Schwere des Vorwurfes mich verleiten lassen, Dinge zu erwidern, welche unter die Rubrik „Verleßte Staatsgeheimnisse“ gebracht werden könnten. Für alle Diejenigen, welche das innere Getriebe unserer auswärtigen Politik kennen, bedarf die Behauptung, daß ich allemal die entscheidende Instanz war, überhaupt keiner Widerlegung. Es ist, zum Beispiel, genugsam bekannt, auch über das Auswärtige Amt hinaus, daß ich keinerlei Antheil hatte an der Vorbereitung jener Gruppe von politischen Handlungen, welche von der Kritik vielfach als Ursachen des englisch-französischen Zusammenschlusses vom April 1904 angesehen worden sind: ich meine das Krügertelegramm, das Bagdadbahnprojekt und die antienglischen Reden im Deutschen Reichstag. In jedem einzelnen dieser Fälle sah ich mich vor einer vollendeten oder doch eingeleiteten Thatsache, vor einer bereits vollzogenen Weichenstellung. Ich spreche hiermit keine Ansicht aus, sondern konstative nur, wie weit ich davon entfernt war, der deutschen Politik die Richtung zu weisen.

Aber die frechste unter allen Ihnen zugetragenen Lügen ist doch die, daß ich in geheimer Verbindung mit Seiner Majestät stehe, daß ich, unter Anderem, bei Seiner Majestät gegen den Fürsten Radolin gearbeitet und dabei Material verwerthet habe, welches von dem früheren Botschastrath Grafen von der Groeben geliefert sein soll. Nach dem Erscheinen des Artikels, wo vom Fürsten Radolin und vom Grafen Groeben die Rede ist, sprach mir der Reichskanzler Fürst Bülow darüber und erzählte, ihm sei soeben von Jemandem gesagt worden, ich hätte Beziehungen zur „Zukunft“ und jener Artikel sei von mir inspirirt. Auf diese Bemerkung hätte er erwidert, Das sei undenkbar, schon wegen des error in personis. Fürst Radolin sei mein Freund, Graf Groeben stehe mir fern. Darauf sei ihm, dem Reichskanzler, geantwortet worden, gerade diese Unrichtigkeit, welche offenbar hineingebracht worden sei, um die Spur zu verwischen, erschwere den Verdacht. Ich frage mich nun, ob etwa die selbe Person zunächst auf geschickt gewähltem Umwege jene Tendenzlüge über meinen angeblichen Verkehr mit dem Kaiser an Sie gebracht und diese dann nach der Veröffentlichung zu dem Versuch benutzt haben kann, vielleicht gleichfalls auf Umwegen, den Reichskanzler gegen mich mißtrauisch zu machen.

Zu Seiner Majestät habe ich in Wirklichkeit keinerlei Beziehungen, direkte oder indirekte; fast möchte ich sagen: ganz das Gegentheil. Denn ich habe gehört, daß seit langen Jahren mein Name an Allerhöchster Stelle nur gelegentlich bei unerquicklichen Erörterungen, etwa in Verbindung mit un-

bequemen bureaukratischen Bedenken, erwähnt worden sei. Die Zähigkeit aber, womit an der verleumderischen Behauptung des Gegentheils festgehalten wird, beweist, daß sie einen Grundpfeiler des Verleumdungsbaues bildet, den man gegen mich aufgeführt hat.

Eben so erlogen wie das Uebrige ist die Angabe, die man Ihnen gemacht hat, daß ich den Kaiser „schon als Prinzen studirt“ habe. Allerdings wurde Seine Majestät als Prinz eine Zeit lang im Auswärtigen Amt beschäftigt. Ich habe ihn aber damals gar nicht kennen gelernt, sondern bin auf meine ausdrückliche Bitte davon dispensirt worden, ihm Vorträge zu halten. Dies ist im ganzen Auswärtigen Amt und auch drüber hinaus bekannt.

In Preßkreisen soll die Ansicht bestehen, daß die Angriffe, welche seit Jahr und Tag immer crescendo sich gegen mich richteten, in der Hauptsache auf einen gemeinsamen Ausgangspunkt zurückzuführen seien. Mir fehlen die Anhaltspunkte, um mir darüber eine positive Ansicht zu bilden. In der Negative aber habe ich eine bestimmte Ansicht: nämlich die, daß der Reichskanzler diesen Angriffen fern stand, daß er es nicht war, welcher, wie Sie sagen, den Maulwurf (Das heißt: mich) im Bügeleisen fing. Wenn ich der Ueberzeugung Ausdruck gebe, daß es nicht Fürst Bülow war, der mich beseitigen wollte, so trägt mich dabei nicht eine festgewurzelte Vertrauensseligkeit, sondern ich stütze mich auf eine Thatfache.

Meine Stellung im Amt war dadurch einigermassen erschwert, daß die Vorgesetzten mich in gewisser Hinsicht als den Leiter der Politischen Abtheilung behandelten, während ich formell nur Vortragender Rath war, da ich nach dem Rücktritt des Fürsten Bismarck erklärt hatte, daß ich zwar weiter dienen, aber kein Avancement mehr annehmen würde. Indessen wurde mir die Arbeit erleichtert durch den großen Altersunterschied zwischen mir und meinen politischen Kollegen. Es sind denn auch in der langen Zeit nur wenige „Unstimmigkeiten“ vorgekommen. Neuerdings hatten sich jedoch meine Beziehungen zum Geheimrath Hammann schwieriger gestaltet und ich reichte deshalb in der Weihnachtswochen 1905 meinen Abschied ein. Der Reichskanzler ließ mich rufen und wir besprachen den Fall. Ich sagte ihm, daß ich seit vielen Jahren mit sämmtlichen Kollegen der Politischen Abtheilung in voller Einigkeit gearbeitet und daß der Mangel formeller hierarchischer Autorität sich niemals fühlbar gemacht habe, daß jedoch jetzt eine Aenderung oder vielmehr Präzisierung meiner Beziehungen zum Preßbureau im dienstlichen Interesse nothwendig erscheine. Entweder müsse ich gehen oder das Preßbureau müsse als Theil der Politischen Abtheilung mir formell unterstellt werden. Wenn Fürst

Bülow mich wirklich los sein wollte, so hatte er hier eine ganz unverfängliche Gelegenheit. Er brauchte mir nur zu erwidern: „Ich würde lebhaft bedauern, Sie zu verlieren, und hoffe, Sie überlegen sich die Sache noch. Andererseits erscheint es mir im Hinblick auf die Mannichfaltigkeit der Aufgaben des Preßbureaus unerlässlich, daß es sein bisheriges Maß von Unabhängigkeit behält.“ Damit war dann die Sache erledigt und ich war draußen. Der Reichskanzler aber sagte nichts Dergleichen, sondern erließ in den ersten Tagen des Januar eine schriftliche Verfügung, durch welche die ganze Politische Abtheilung mit ausdrücklichem Einschluß des Preßbureaus mir unterstellt wurde.

Inzwischen war jedoch der Staatssekretär schwer erkrankt; ich sagte daher dem Reichskanzler, wir wollten meine Abschiedsfrage in *suspensio* lassen, bis ich wisse, wer Staatssekretär werde und wie ich mit ihm auskäme. Am zweiten April theilte ich dann dem Reichskanzler mit, ich sei zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Auswärtige Amt für Herrn von Tschirschky und mich zu eng sei. Gleichzeitig überreichte ich mein Abschiedsgesuch, wo auf das frühere Gesuch Bezug genommen war. Die Unterredung mit dem Reichskanzler dauerte mehrere Stunden; ich hatte auch das Mal den Eindruck, daß dem Fürsten Bülow mein Abgang unerwünscht sei. Da ich jedoch die Lage als unhaltbar ansah, sandte ich am nächsten Tage, am dritten April, um dem Fürsten unnütze Arbeit zu ersparen und die Brücken abzubreaken, ein Duplikat des Abschiedsgesuches an das Auswärtige Amt. Die Erledigung erfolgte dann in der Osterwoche durch den Staatssekretär, während der Reichskanzler noch schwer krank lag. Diese Einzelheiten, welche sonst ohne Interesse sein würden, führe ich an, weil auch die Begleitumstände meines Rücktrittes, wie so manches Andere, mit Eifer und Glück entstellt worden sind.

Die vollständige Veröffentlichung der vorstehenden Darlegung würde ich als einen Akt der Billigkeit betrachten.

Mit vollkommenster Hochachtung

Holstein.

Antwort.

Eurer Excellenz Annahme, daß ich in meinen Artikeln nur ausspreche, was ich, nach persönlichem Ermessen, für richtig halte, kann ich mit ruhigem Gewissen bestätigen. Und hinzufügen, daß ich nie Einem, der Etwas zu sagen hatte, das Recht geweigert habe, seiner von meiner weit abweichenden Meinung hier Widerhall zu suchen. Eurer Excellenz dieses Recht einzuräumen, war, nachdem ich Sie Jahre lang oft heftig angegriffen habe, eine Pflicht, deren

Erfüllung das einfachste Anstandsgefühl befaß. In kluger Erkenntniß publicistischen Nothstandes betonen Sie, daß ich „öfters Dinge behandeln muß, deren Richtigkeit ich nicht selbst kontrolliren kann, bei denen ich Anderen zu vertrauen habe“. Solcher „Erstschwerung“ sicherer Urtheiles kann Keiner sich entziehen. Auch kein Kanzler und kein Ressortchef. Auch sie können nicht jedes Detail so nachprüfen, daß die Irrthumsmöglichkeit ganz ausgeschlossen ist; sind auf die Berichte ihrer Botschafter, Konsuln, Räte, Agenten angewiesen, denen sie vertrauen, bis die Kreditwürdigkeit der Zuträger fraglich wird. Dieses Vertrauen darf aber nicht blind sein. Ich bitte, zu glauben, daß ich nicht etwa jede mir aus irgend einem Winkel zugetuschelte Nachricht benutze. Rein: sorgsam prüfe ich, so weit ein kleiner Hort psychologischer und politischer Erfahrung es ermöglicht, was mir erzählt oder geschrieben wird. Sehe zuerst den Referenten an. Kann er's wissen? Kann persönliches Interesse ihn drängen, den Thatbestand, wissentlich oder unwissentlich, zu färben, gar zu entstellen? Nicht er *pro domo sua*? Wem zu Liebe, wem zu Leide bemüht er sich? Dann die Sache selbst. Paßt sie zu Dem, was ich sicher zu wissen glaube? Konnte sie, bei dem mir bekannten Charakter und Temperament der handelnden Personen, sich so abspielen, wie mir berichtet ward? Zeigt nicht eine andere, besser beglaubigte Thatsache, die ich gestern oder vor zwei Monaten erfuhr, daß der Verlauf anders gewesen sein muß? Erst wenn diesen Fragen ausreichende Antwort gefunden ist, stelle ich die neue Ziffer in meinen Kalkül. Vielleicht darf ich noch erwähnen, daß ich niemals das von Subalternen vor meiner Thür Abgeladene benutze. Nicht, weil ich sie von vorn herein gering schätze. Sondern, weil ich ihres Wesens Art und ihr besonderes Gebrechen nie genau kennen lernen, den Ursachen ihrer Ressentiments, ihres Zornes gegen Vorgesetzte nie bis an die Wurzel nachgraben könnte; last, not least, weil dem Blick dieser Leute fast immer nur eine Seite der Sache zugänglich ist, der Zusammenhang, die Kausalität, die den Verlauf zwingend bestimmt, aber entgeht. Daß trotz solcher Vorsicht ein Irrthum nicht leicht zu vermeiden ist, beweist (wenn es des Beweises überhaupt bedürfte) das erste *punctum accusationis* in Ihrem Brief: der Fall Kesselrode.

Moriz Busch hat die Geschichte, als ihm von Bismarck erzählt, veröffentlicht; vor acht Jahren. Sie haben nicht widersprochen; trotzdem das Anecdötchen oft abgedruckt worden ist. Ich konnte, da Bismarck und Schlozer tot sind, nicht feststellen, ob der greise Graf Kesselrode Gelegenheit hatte, Ihre diplomatischen Anfänge zu kritisiren. Vielleicht hat Busch die Namen Kesselrode und Gortschakow verwechselt. Sein Gedächtniß war, als er die Secret Pages schrieb, nicht mehr recht zuverlässig; und er schwor auf Lothar Bucher,

der Sie innig gehaßt hat. Deshalb hätte ich ihm Sie Gravirendes nicht ohne Nachprüfung geglaubt. Hier aber handelte sich nicht um Beträchtliches. Gestatten Sie mir, meinen Text wiederherzustellen. Ich ließ Kesselrodenicht, wie Sie citiren, von Ihnen sagen: „Dieser junge Mann weiß Mancherlei, er wird aber niemals im Stande sein, eine Sache allein zu führen“. Sondern: „Dieser junge Herr weiß Allerlei, ist aber nicht im Stande, eine Sache allein zu führen“. Das, dünkt mich, könnte von fast jedem Dreiundzwanzigjährigen gesagt werden. Auch Bismarck hätte in diesem Alter eine internationale Sache nicht allein zu führen vermocht. Pitt war Schatzkanzler, Peel Unterstaatssekretär. Hinter meinem Citat stand die Frage, ob der Reisende so geblieben ist. Und wurde bejaht.

Auch der Fall Schweninger gehört nur zum adminikulirenden Beiwerk der Anklage. Daß Sie dem Grafen Wilhelm Bismarck zugeredet haben, es mit dem bayerischen Arzt zu versuchen, wußte ich bisher nicht; mir war stets, auch von dem Grafen, erzählt worden, ein lebhaft empfehlender Brief des Freiherrn von Podewils habe den Entschluß Bills bestimmt. Als Schweninger dann in Berlin angekommen war, sollen Sie (wenn mein Gedächtniß nicht trügt: im Kaiserhof) ihn aufgesucht, sehr freundlich begrüßt und gesagt haben: „Wir müssen nun Hand in Hand gehen“. Diese Worte, deren er sich deutlich erinnert, hat Schweninger als das Anerbieten eines Bündnisses aufgefaßt; faßt sie noch heute so auf. Solches Bündniß war möglich und konnte nützlich werden, trotzdem Euer Excellenz sich nicht um ärztliche, der Bayer nicht um politische Kunst kümmerte. Beide waren täglich Gäste im Haus des Kanzlers, heischten und fanden persönliches Vertrauen. Daß der Eine nicht des Anderen Kreise störe, war wichtig. Und der Doktor sah den Patienten noch öfter, länger, intimer als der Geheimrath. Da der Fürst sogar die Möglichkeit eines Domizilwechsels bedachte, der ihm Schweningers Nähe sichern sollte, hätte er einer sichtbaren Antipathie des Arztes wohl auch einen Tischgast geopfert (gegen den ja schon Keudell, Bucher, Haßfeldt, Schloezer bei Frau Johanna und den Söhnen Stimmung zu machen versucht hatten). Was ich sagen wollte (und, glaube ich, gesagt habe), war: Herr von Holstein suchte Jeden, der in die Nähe des Großen kam, früh für sich zu gewinnen. Das ist nicht der Vorwurf unwürdigen Vuhlens um die Familiengunst. Nur die Konstatirung, daß Sie wachsam Ihre Stellung wahrten und gegen Angriffe befestigten. Daß Sie mit den Familiengliedern herzlich, auf dem Fuß der meistbegünstigten Nation, wie der Fürst zu sagen pflegte, verkehrt, mindestens in einem Fall aber auch einen Konflikt nicht gescheut haben, kann ich nach allem Gehörten nur bestätigen.

Das Unterstaatssekretariat. Am Wahltag des Jahres 1893 sprach der

Fürst, in seinem friedrichsruher Arbeitszimmer, mir lange über seinen ältesten Sohn. Liebevoll, doch nicht ohne rückhaltlose Kritik. Daß er je den Wunsch gehegt habe, Herbert als seinen Nachfolger zu sehen, bestritt er. Sagte, der Staatssekretär habe ihm nach Neujahr 1890 die berliner Stimmung nicht immer objektiv richtig geschildert (und deshalb sei der Kanzler zu lange der Hauptstadt fern geblieben). Der Sohn kenne in der Menschentaxe leider eigentlich nur Superlative. Sei entweder begeistert oder wüthend. Habe den Kaiser falsch beurtheilt. „Und gar Andere, die ihm näher standen! Als er, sehr ungern und ängstlich, ins Auswärtige Amt kam, wollte er Holstein als Unterstaatssekretär. Dafür war ich nicht zu haben; und er trug mirs eine ganze Weile nach. Heute denkt er wohl anders darüber.“ Genau so hat mir, in Schönhausen, Graf Herbert den Hergang erzählt. Auf diese Angaben stützt sich meine Behauptung. (Die von Vater und Sohn gegen Sie vorgebrachten Argumente brauche ich hier nicht zu erwähnen.) Eurer Excellenz stellt der Verlauf der Dinge sich anders dar; und ich zweifle nicht eine Sekunde, daß Sie optima fide berichten. Meine Zeugen sind tot, die überlebenden Damen des Hauses Bismarck können wir nicht zur Aussage zwingen und ich weiß nicht, ob vor Anderen dieses Thema berührt worden ist. Erlauben Sie mir aber zwei Fragen. Glauben Sie nicht, daß Herbert mehr als einmal für wichtige Aemter Kandidaten vorgeschlagen hat, die vom Vater dann abgelehnt wurden? Nach der Art Ihres (wie mir scheint, jetzt durchaus nicht mehr vom Haß diktierten) Urtheils über Herberts Persönlichkeit können Sie kaum zweifeln, daß Solches, manchmal auch nach vorläufiger Rücksprache mit dem Kandidaten, geschehen ist. Ein Beispiel wenigstens könnte in Ihrem Gedächtniß fortleben. Ob man sagen müßte, der Staatssekretär, der sich nur als ersten Vortragenden Rath des vergötterten Vaters fühlte, sei durch solche Ablehnung „blosgestellt“ worden, ist mir zweifelhaft. Auch kannte Herbert Sie zu genau, um nicht zu wissen, daß Sie Ihre Abneigung von Kuzkischdarew's Hängräten nicht auf den ersten Wink überwinden würden. Er betastete Ihren Willen; für das Uebrige würde der Vater dann sorgen. Und nun kommt die zweite Frage. Wenn der Fürst zu Ihnen gesagt hätte: „Ich wünsche, Holstein, daß Sie an Herberts Seite treten, ich halte Sie für den im Augenblick gegebenen Unterstaatssekretär und könnte in einer Weigerung nur das Symptom unfreundlicher Bequemlichkeit sehen“: hätten Sie auch dann Nein gesagt? Trotz der Dankbarkeit und Verehrung, die Sie für den Kanzler fühlten? Haben Sie nicht am Ende, ohne daß der Wunsch ganz über die Bewußtseinschwelle gelangt ist, auf solches Wort gewartet? Er hat's nicht gesprochen. Daraus schließe ich, daß er Sie auf Ihrem Platz lassen wollte.

Ich verneige mich vor dem an die beste Preußentradition erinnernden Ernst einer Amtsauffassung, der die Rolle des von ihm Untergebenen zu informirenden Vorgesetzten nicht behagt; fürchte, daß Sie der letzte im Gefühl solcher Pflicht Erzogene waren; und komme zu Kurd von Schloezer. Gewiß: Der war im Verfahren gegen Sie kein klassischer Zeuge. Habe ich ihn dafür ausgegeben? Nicht erwähnt, daß aus ihm, wie aus Bucher, persönlicher Haß sprach? Schloezer, schrieb ich, „bekam, wenn er Holstein nur sah, eine weiße Zunge.“ So führt man klassische Zeugen nicht ein. Als Freiherr von Marschall, auf Ihren Rath, 1892 den firmen Siebenziger zur Einreichung des Abschiedsgesuchs gezwungen hatte (ohne die Schonung, die Schloezer's Verdienst fordern durfte; das bevorstehende Revirement, hieß es, hat Ihren Rücktritt zur Voraussetzung), sagte, in Varzin, Bismarck zu mir: „Den Mann hätte ich bis auf die letzte Fleischfaser verbraucht. Als alter Zunggefelle mit guten Weinen war er wie gemacht für den Verkehr mit Kardinälen. Holstein hatte noch von Petersburg her was gegen ihn und hat ihn schließlich auch meinem Sohn ein Bißchen verleidet. Bei mir war da aber nichts auszurichten. Schloezer's Berichte ließen ja manchmal zu wünschen übrig. Aber au demourant le meilleur fils du monde. Von dem keine ernstliche Dummheit zu fürchten war und der den Papst zu nehmen wußte. Nun ist auch er weggebissen; zu früh.“ (In Parenthese: war Herbert vor Ihnen „blosgestellt“, weil sein, Ihr und Kaisers Antrag, Schloezer zu pensioniren, vom Kanzler abgelehnt worden war?) Die Behauptung, der hagere Hanseat habe „vor Wuth gepfaucht“, kann ich nicht für falsch halten. Auf einem Spaziergang blieb er vor dem Auswärtigen Amt stehen, schüttelte den ganz undiplomatisch dicken Stock und sagte zu mir: „Da hinten sitzt er! Der hat uns die unverdaulichsten Suppen eingerührt. In jeder Hauptstadt hat er seine Agenten und Spione. Deren Meldungen liefern das Material zu den Geheimberichten, aus denen der Kaiser erfahren soll, was seine Gesandten treiben. Die Kerls stöbern natürlich allen Winkellatsch zusammen, sobald sie Bitterung haben, daß ihr Patron solche Lieferung wünscht. Und auf Zeugnisse dieses Kalibers wird Unserem, wie eine beim Diebstahl ertappte Aufwartefrau, aus dem Dienst gejagt.“ In dieser Tonart gieng wohl eine Stunde fort; und später noch manchmal. Was ich schrieb, bleibt stehen. Ich habe, nach der Erwähnung des Grolls, den Schloezer gegen Sie im Busen trug, gefragt, ob der Schüler im März 1890 den Meister verrathen habe. Und geantwortet: „Das kann nicht bewiesen, darf also auch nicht behauptet werden. Schloezer schwor drauf.“ Das ist erweislich wahr. Genügt aber nicht zur Verurtheilung des Angeklagten.

Das Damenkapitel. Bei dem Versuch, die Märzfrage zu beantworten, erwähnte ich, als ein Indizium, auch, daß Bismarcks Nachfolger „der selben Frau von Lebbiten befreundet war, auf deren politische Weisheit Herr von Holstein wie auf delphischen Spruch lauschte.“ Der Ausdruck war vielleicht nicht vorsichtig genug gewählt. Deutete aber weder auf „Inspiration in antibismarckischem Sinn“ noch auf gedankenlose Unselbständigkeit. (Im Januar hatte ich hier von Ihnen gesagt: „Der letzte Träger guter Tradition wird als willenloses Werkzeug wohl auch im Amt nicht empfohlen.“) Aus Delphi holt man nicht Gedanken, sondern Entschlüsse. Auch der selbständigste Kopf kann zu einer klugen Frau das Vertrauen haben, daß ihr klarer Blick an jedem Punkt, wo zwei Wege sich gabeln, die ans Ziel führende Straße erkennen wird. Kann ihr die Frage vorlegen: „Was würden Sie, *robis sic stantibus*, thun?“ An Beispielen fehlt's nicht; eins hatten Sie während der Dienstzeit vor Augen. Und daß man allgemein Ihr Freundschaftsverhältniß zu Frau von Lebbiten auf solche Vertrauensbasis gegründet glaubte, wird kein Redlicher Ihnen leugnen. Warum (ohne Offenheit hätte dieser Briefwechsel ja keinen Zweck) wurde die Witwe des Geheimrathes umdieneri? Jugend, Schönheit, Reichthum konnten nicht für sie werben; und im Alltagsgespräch fand Mancher ihre Intellektleistung nicht einmal ungewöhnlich. Doch: „Herr von Holstein, unser klügster Mann, giebt ungeheuer viel auf ihr Urtheil und bespricht die schwierigsten Sachen mit ihr.“ Ueberall konnte man's hören. Das schuf der Freundin den Nimbus.

Den Grafen Wilhelm Bismarck haben Sie niemals für ein „füßjames Werkzeug“ gehalten. Ich hieit ihn auch niemals dafür. In dem Artikel, gegen den sich Ihr Brief wendet, steht ja: „Bill ist selbständig und scheut sich nicht, dem Bruder, dem Vater selbst offen zu widersprechen“. Steht aber auch, Sie hätten der Schwiegertochter des Fürsten politische Briefe geschrieben und den Wunsch gehegt, den Grafen Wilhelm, als gegen die Russophilie des Kanzlers und des Staatssekretärs Ihnen Verbündeten, in Berlin zu haben. Die Gräfin, meinen Sie, würde staunen, wenn sie Das läse. Ich habe viele Jahre lang nicht mehr die Freude gehabt, die Frau Gräfin zu sehen, und mit Bedauern gehört, daß ihr (wie trauernden Witwen so oft ruhig abwägende Rektologe) die Worte, die ich ihrem Mann ins Grab nachrief, nicht gefielen. Daß sie staunen würde, glaube ich aber nicht. Denn was ich schrieb, erfuhr ich von dem Grafen und der Gräfin. Beide haben es mir, in Hannover und in Berlin, erzählt. Kann Ihr Gedächtniß Sie nicht ungenügend bedienen? Vielleicht erinnern Sie sich dunkel wenigstens noch eines Briefes, der einen Bächer nach Hanau begleitete. Er ist hier schon erwähnt worden; und Graf Bill hat diesen Artikel noch gelesen. Auch leben Zeugen, die meine Darstellung bestätigen

können. Sie sagen: „Leider“ wollte der Graf nicht in Berlin bleiben. Dieses Bedauern (das ich mit Ihnen theile) war in Ihren Briefen vernehmbar. Gerade weil Sie Bill als den im Haus Einzigen kannten, der dem zärtlich bewunderten Vater auch einmal entgegentrat, durften Sie hoffen, in ihm einen Bundesgenossen zu finden, mit der Wucht Ihrer politischen Argumente auf ihn, der Rußland nicht, wie die beiden Anderen, erlebt hatte, wirken zu können. Auf ein „fügsames Werkzeug“ hätte gewiß ja der Vater die Hand gelegt.

Daß Sie für den Tag vorsorgen, der den dritten Band der „Gedanken und Erinnerungen“ endlich ans Licht bringen wird, ist nur natürlich. Nach den Bruchstücken, die ich daraus kenne, glaube ich aber nicht, daß Sie Stoff zu einer Replik finden werden (die „anderen Seiten“ schon eher). Res ad triarios venit. Warum ein mündiges Volk die Gründe nicht kennen lernen soll, die seinen größten Staatsmann aus dem Amte trieben, weiß ich nicht. Bismarck selbst fand die freimüthige Erörterung dieser Dinge im Interesse der Reichssicherheit geboten und wollte deshalb Alles, was die Rücksicht auf Amtsgeheimniß und Militärverhältniß ihm nicht wehrte, dazu beitragen.

Die Behauptung, Sie hätten der internationalen Politik des Deutschen Reiches drei Lustren lang die Richtung gewiesen, empfinden Sie als den schwersten Vorwurf. Daraus darf ich wohl schließen, daß auch Sie, dessen Sachkunde selbst der Feind nicht bestreiten kann, diese Politik für unfruchtbar und gefährlich halten: sonst könnte die Behauptung Sie ja nicht kränken. Sie haben dem Kaiser 1896 nicht das Telegramm an Krüger diktiert, nicht das Bagdadbahnprojekt erdacht, die Abgeordneten nicht zur Lungenleistung gegen England gestachelt. Sicher nicht. Waren diese Ereignisse (fast dünkt das Wort mich für die Dinge zu groß) aber wirklich die Ursache der entente, die seit dem Juni 1905 Franzosen und Briten vereint? Gestatten Sie mir, zu zweifeln. Das Telegramm war beinahe schon vergessen, die Bagdadbahn längst im Bau, die Rednerwuth hatte fürs Erste ausgetobt, als wir arglos den Yangtse-Vertrag mit England schlossen. In Frankreich lebte damals noch die Erinnerung an Kitcheners Einzug in Fashoda und der Union Jack wirkte auf den loup breton wie das rothe Tuch auf den Stier. Auch das Kolonialabkommen vom April 1904 brachte zunächst nur die friedliche Auseinandersetzung zweier Regierungen, nicht die Verständigung zweier lange entfremdeten Völker. Die wäre noch heute vielleicht nicht erreicht, wenn, nach Delcassés Sturz, Herr von Plotow, als Vertreter des belehrten Fürsten Radolin, nicht die Note auf den Quai d'Orsay getragen hätte, die brüsk von Frankreich die Annahme des Konferenzplanes verlangte und die Republik beschuldigte, mit Marokko verfahren zu wollen wie einst mit Tunis.

Seit diesem Sonntag blühte Englands Weizen; war der alte Galliergroll aus den Tagen des Mädchens von Orleans vergessen; die entente cordiale mehr als ein ausgefülltes Vertragsformular. Zum ersten Mal fühlte das französische sich zum britischen Volk hingezogen und verlobte sich ihm mit stillem Schwur... Doch die KolleQuestenbergs reizt mich nicht; ich will Ihnen nicht „aus dem Zeitungblatt melden, was Sie schauernd selbst erlebt.“ Schauernd? War die Zininote nicht der Ausdruck Ihres Willens? Führten Sie nicht die Hand, die zum Schlag ausholte? Gewiß: Sie waren nicht „allemaal die entscheidende Instanz“. (Die thront ja nicht in der Wilhelmstraße.) Haben wohl weder Henckel noch Rosen auf den Boulevard geschickt. Aber auch nicht seit 1890 „die Richtung gewiesen“? Daran hat in Bismarcks Haus Keiner je gezweifelt. Das habe ich hundertmal von Ihren Kollegen und von fremden Diplomaten gehört. Das klang auch sehr glaublich. Denn die Herren, die Ihnen vorgesetzt waren, verstanden von dem Geschäft nicht viel und waren auf Den angewiesen, der, rompu au métier, des Handelns Folgen errechnen konnte.

Zunächst muß ich auf die zornigen Sätze antworten, in denen Sie von Ihrem Verhältniß zum Kaiser reden. Schnell ein Wort über den Fall Radolin-Groeben. Euer Excellenz citiren wiederum nicht genau. Ich habe, im letzten Februarheft, gesagt, Sie hätten „Groebens pariser Meldungen, die von Radolins ganz gewaltig abwichen, an die Allerhöchste Stelle gebracht.“ Sie ließen mich Anderes sagen. Kann Ihnen die Thatsache neu sein, daß der Votschaftsrath Graf von der Groeben die Marokkopolitik seines Chefs nicht immer gebilligt hat? Sie wäre leicht zu erweisen. Sollte ich, wie Ihr Kanzler, Ihnen zutruauen, persönliche Freundschaft könne Sie zum Schützer einer so unzulänglichen Politik (venia sit dicto) machen, wie der artige, aktiv und passiv bequeme Fürst sie in Paris trieb? War so klein habe ich Sie niemals gesehen. Ich mußte annehmen, daß Groebens Auffassung vor Ihrem Urtheil besser bestanden habe als Radolins Strlichteliren. Irrte ich, dann sicher nicht Ihnen zum Nachtheil. Der Artikel, den Bülow's Unbekannter von Ihnen inspirirt glaubte, stellte dem Kanzler übrigens die Frage, ob er denn noch immer meine, Euer Excellenz nicht entbehren zu können. „Trotzdem ich in diesem Fall eher für Holstein als für den zu internationalen Geschäften nicht geeigneten Chef war, ist doch nicht zweifelhaft, daß der Verantwortliche die Karre lenken muß.“ Dennoch von Ihnen inspirirt? . . . Daß Sie dem Prinzen Wilhelm als Hospitanten des Auswärtigen Amtes nicht Vorträge halten wollten, war mir bekannt; auch der Grund, der den Chef zur Erfüllung Ihres Wunsches bestimmte. Haben Sie den Prinzen, den Kaiser naher Zukunft, darum nicht auf Ihre Art studirt? Ihn nicht aufmerksam beobachtet und urtheilend mitgesprochen, wenn am Tisch des

Hürsten oder Herberts auf ihn die Rede kam? (Freilich war's ein anderer Auserkennungs-Freund, von dem später im Sachsenwald so oft gesagt wurde: „Unheimliche Diagnose!“) Die „geheime Verbindung mit Seiner Majestät“ reduzirt sich auf die (schon erwähnten) Berichte, von deren Folgen ich nur vier genannt habe: die Abberufung Schloezers aus Rom, Radowizens aus Konstantinopel, Berders aus Petersburg, des Prinzen Reuß aus Wien. Daß diese Berichte geliefert wurden und ins Gewicht fielen, hat mir nicht Jemand erzählt, der Ihnen ein Bein stellen wollte. Darüber wurde, wie über nicht mehr Diskutables, von Bismarcks, Bucher, Schloezer gesprochen. Die kannten das Serail.

Ungefähr vor einem Jahr erst erfuhr ich Reuß. Nicht von Ihnen Berfeindeten. Nicht von Unkundigen: als Ihr Abschiedsgesuch eingereicht war (das erste, aus der Weihnachtswocde), sprach ich hier von der „latenten Holstein-Krise“ und bestritt, daß Herr von Tschischky Ihr Kandidat für die Nachfolge Nichthofens gewesen sei. (Ich vermuthe, daß Ihrer, wie eine Weile des Kanzlers, der gescheiterte Herr Mumm von Schwarzenstein war, der, nach fast bindenden Versprechungen, ja auch zögerte, nach Tokio zu gehen.) Erfuhr, Sie hätten den Kaiser für eine Politik gewonnen, die auch ich für die unter den gegebenen Umständen rathsamste hielt (und deshalb hier vorher empfohlen hatte), die nach dem ersten lauten Wort aber unausführbar, psychologisch also nicht richtig errechnet war. Frankreich sollte zu der Option gezwungen werden, ob es unser Freund sein oder die Kosten eines britisch-deutschen Krieges bezahlen wolle. Darum: nicht nachgeben, sondern die Zähne zeigen. Von wem ich's erfuhr? Von fünf, sechs Seiten zugleich. Die Herren, mit denen Sie arbeiteten, waren recht gesprächig geworden. Behandelten den Konflikt Bülow-Holstein wie eine notorische Thatsache. „Der Kanzler will Frieden und Ruhe; daher sein etwas unbedachtes Wort zu Vichourd: Frankreich braucht keine Demüthigung zu fürchten; l'avenir est à celui qui sait attendre. Holstein möchte die Dinge auf die Spitze treiben und hat bis jetzt den Kaiser für sich.“ Das schien wahr; erklärte den steten Wechsel der Steuerung. Und wurde Woche vor Woche wiederholt. „Holstein wüthet. Hat gefragt, wozu wir die Armee eigentlich haben. Außer Mühlberg, der ihm ergeben ist, wagt sich Niemand mehr in sein Zimmer. Weil die Mission Rosens ihm nicht paßte, hat er die Marokko-Akten so lange unter Verschuß gehalten, daß der Missionar sie erst auf der Eisenbahn zu Gesicht bekam und ihm, damit er's noch schaffe, ein Vorleser in den pariser Zug mitgegeben werden mußte. Um Holstein zu ärgern, holt Bülow jetzt Radowiz aus dem Sünderwinkel in die Sonne. Die jüngeren Leute wissen nicht mehr, wer Koch, wer Kellner ist; Hammann ringt die Hände; und Nichthofen stöhnt.“ Er stöhnte wirklich. Sagte noch bei einem der letzten Diners, die der convive

infatigable mitmachte, Ihr zäher Widerstand erschwere ihm das Leben bis zur Unerträglichkeit. Nach seiner Erkrankung, seinem Tod hieß es: „Holsteins Schuld!“ Eben so nach dem Zusammenbruch des Kanzlers. Die Stammgäste des Pressbureaus krugen die Kunde hinaus: „Der Fürst hat sich bei dem Versuch aufgegeben, Holsteins Einwirkung auf den Kaiser zu hemmen“. Fast mit den selben Worten sagte es zwei Interviewern Herr von Kardorff, der doch kein rascher Jüngling ist und vom Kanzler intimer Zwieprache gewürdigt wird. Und in Ihr sonst so feines Ohr drang von all dem Gelärm kein Laut?

Ihr Glaube, daß Fürst Bülow Sie nicht beseitigen wollte, stützt sich auf eine Thatsache. Deren Beweiskraft mir, verzeihen Sie, recht gering scheint. Ich bin überzeugt, daß der Kanzler Sie sacht hinausgedrängt hat. Deshalb die leise Verdächtigung, Inspirator der „Zukunft“ zu sein. Die Schwierigkeiten mit dem Geheimrath Hammann, der ja nur das Werkzeug eines erhabenen Willens ist. Die Verfügung, die Ihnen die Politische Abtheilung unterstellte (und oben mit dem Staatssekretär, unten mit dem Lucanus in spe zum Konflikt führen mußte). Während er Sie glauben ließ, Ihr Abgang sei ihm unerwünscht, nannte er Sie vor Vertrauten seine härteste crux. Unglaublich? La parole a été donnée à l'homme pour déguiser sa pensée. Haben Sie den Fürsten denn nicht für den Geistespaar Talleyrands gehalten? Konnte ein Kanzler, der auf die Fortdauer Ihrer Dienste zählte, einem Mann von Ihrer Erfahrung und Urtheilsfähigkeit zumuthen, von der Excellenz Schirfchky's Weisungen zu empfangen? . . . Doch wenn ich Sie nicht ganz falsch verstehe, ist auch Ihnen kein Zweifel geblieben und Sie wollten nur feststellen, daß der Reichskanzler Ihren wichtigsten Wunsch erfüllt, Sie in dringenden Worten zum Bleiben aufgefordert und an der Erledigung Ihres Abschieds gesuches nicht mitgewirkt hat.

Sie hat ein Gesichtsträger mich gegen Sie zu heizen versucht; ich habe Ihnen die Quellen, aus denen ich schöpfte, gezeigt und bin zu jeder noch erwünschten Auskunft bereit. Daß mein Portraitirversuch in manchem Zug unähnlich blieb, ist zu fürchten. Was läge dran? Würde Ihr Bismarckbild meinem gleichen? Laines Bonaparte schien dem Prinzen Jerome eine erbärmliche Karikatur; und das Portrait, das dem Original gefällt, ist nicht immer das ehrlichste. Ich habe mich um gerechtes Urtheil bemüht. Doch selbst blindeste Ungerechtigkeit brauchte den hellen Sinn Eurer Excellenz nicht zu umwölken. Sie sind jetzt ja frei, keinem durch Zufallsgunst Erhöhten mehr unterthan; und können, mit der Frische des Geistes, für die der Stil Ihres Briefes zeugt, Freund und Feind lehren, wie ein aufrechter, des politischen Geschäftes kundiger, von keinem Dickicht zu schreckender Mann seinem Vaterlande dient.

Mit vollkommener Hochachtung

Garden.

Anglo-deutscher Zwist.

Wie im Privatleben der Mann den raschesten Erfolg haben wird, der sich am Besten informirt hatte, so pflegen Völker, die nicht rechtzeitig von gewissen selbstgejälligen Täuschungen loskommen, lösen Radenschlägen entgegenzugehen. Eine der für unser politisches Lastgefühl heute beschämendsten Legenden könnte man in den Worten ausdrücken: Wir Deutschen lebten 1890 wie die Kämmer, die kein Wasser trüben; da gerietben die Engländer plötzlich in eine heiße Wuth über unsere industriellen Erfolge und bedrohten unsere schwer errungene Wohlfahrt; seitdem, aus reiner Friedensliebe, geben wir uns Mühe, diese Reibhammel zu beschwichtigen; aber sehr häßlich bleiben sie doch. Dieser Legende ging bereits eine andere vorher; sie lautete: Die ungeheuer fleißigen und civilisirten Buren hatten für europäische Kapitalisten in Johannesburg ein wahres Dorado geschaffen; da lechzten die Briten gierig nach den Goldminen von Transvaal, fielen über die Harmlosen her, betrugten sich überall sehr schlapp und waren zuletzt so unritterlich, in größeren Mengen gegen unsere Stammverwandten anzurücken.

Wie stand es in Wahrheit? Die Buren hatten in Johannesburg kein Dorado geschaffen, sondern eine ungeordnete, zuletzt unerträgliche Bevetterungswirtschaft. Nicht nur kamen die berechtigten Interessen der Europäer zu kurz, sondern die Herren des Landes rempelten die Uillanders einfach in der unverschämtesten Weise an. Ein Eingeweihter schilderte mir mit einer Elbogenschwungbewegung, die von deutschen Schülern „schupfen“ genannt wird. Und „geschupft“ zu werden, körperlich oder auf den bürgerlichen Geltungsgebieten in Handel und Wandel, Verwaltung, Rechtspflege: daran sind Engländer nicht gewöhnt. Chamberlain hat seinen Landsleuten vielleicht nie so sehr aus dem Herzen gesprochen, größeren und genuineren Beifall von ihnen geerntet als 1901 im Unterhaus durch seine Rede, die er mit den Worten schloß, der Krieg sei begonnen worden und werde durchgeführt werden; es dürfe nie wieder vorkommen, daß Engländer irgendwo gleich Mitgliedern einer untergeordneten Rasse behandelt werden („to treat Englishmen like an inferior race“). Da donnerten die Cheets von allen Seiten.

Von dieser Stimmung wußten wir in Deutschland nichts; auch die Stimmung der Japaner gegen die Russen war ja bis zum Ueberfließ bei Bert Arthur selbst unseren Betrugsdiplomaten nicht bekannt. Aus diesem Grundirrtum aber sind fast sämtliche folgenden entstanden. Die Buren, die 1899 den Krieg erklärten und in Natal einrückten, wurden in Deutschland als edle Dulder und Ueberfallene verehrt; die Briten, die gegenüber dem Johannesburger Unfug das europäische, also auch deutsche Interesse vertraten, fanden unseren Beifall nicht. Orgien der Schadenfreude hat sich nach jedem Buren-

sieg insonderheit der deutsche Bierphilister gegönnt. Geschmeichelt verschlang er drei Jahre lang alle Blätter, die ihm den Engländer in Bild und Wort als eine Mischung aus Schuft und Feigling hinstellten; bald organisierte sich eine eigene Industrie, um ihn mit dieser geistigen Kost zu versorgen, an der er sich bis zu gänzlichem Verzicht auf Höflichkeit und Vernunft übernahm. In einem südwestdeutschen Schachklub ist der typische Fall vorgekommen, daß ein feiner und loyaler, außerordentlich liebenswerther Mann deutschen Namens, doch englischer Erziehung von einem britenstessenden Banaußen mit den Worten begrüßt wurde: „Na, schöne Geschichten machen Ihre Leute! Da: wieder die armen Burenweiber genothzuechtig!“ Es war eine von den Tatarennachrichten, die sich als erlogen herausstellten, aber überall, wo immer der Deutsche sein Käseblättchen hielt, wie das Evangelium geglaubt wurden.

Da viele Engländer, die sich in Deutschland aufhielten, Augen- und Ohrenzeugen dieser Volksstimmung waren, gelangten allmählich befremdende Nachrichten über den Kanal und auch die Besonnenen schüttelten dort den Kopf. Was fehlte den Deutschen? Welchen Vortheil konnten sie wohl davon erwarten, daß in Johannesburg die Sudelköcherei verewigt würde? Und welcher wunderliche Dank von den German friends? Mit größerem Recht als das alte Sprichwort „Unterm Krummstab ist gut wohnen“ hätte es bis dahin heißen können: „Hinter Englands offener Thür ist gut handeln“. Unsere Kaufleute in Singapur, Hongkong, am Kap oder in Sydney hatten sich überall wohl befunden, hatten große Vermögen gesammelt; und jetzt mit einem Mal? Unritterlich? Waren Preußen und Oesterreich nicht 1864 gemeinsam über das kleine Dänemark hergefallen, um Ordnung zu schaffen? Düppel und Alsen wurden immer noch gefeiert; da sollten sich die Briten aus Ritterlichkeit von den Buren auf der Nase tanzen lassen? Die Buren selbst wieder wollten von uns Deutschen absolut nichts wissen. Unsere tüchtigsten Leute, die begeistert hinübergingen, wurden oft zurückgewiesen, Offiziere als Gemeine eingestellt und als lästig über die Achsel angesehen. Wo paßte wohl auch der preussische Zug nach vorn schlechter hinein als in die mit Halbheiten weiterwurstelnde, rein defensive britische Kriegsführung? Ueber die „Stammverwandtschaft“ vollends hat man am Oranje River stets nur verächtlich gelächelt; was alldeutsche V. ittern voll Selbstverleugnung übersehen. Noch heute erinnert sich gewiß Mancher des Verkleins aus hohem Nordosten:

„Hier sitzen die Majuten
Und trinken auf die Buren.
Sie reiben einen Salamander
Auf alle Afrikaner“.

Das war am Pregel. Wie „sah“ man da erst am Neckar! Dreimal an einem Abend hörte ich (im März 1900) in einer allgemeinen Bürgerkneipe

Heidelberg's unisono ein Lied anstimmen, das ich nicht kannte und die Engländer, die bei mir waren, nicht nennen wollten, obwohl sie es kannten: das Burenlied. Und wie war die Physiognomie der Hotels, der Pensionen, des Sportbetriebes dort verändert! Ich entsinne mich, daß eines Nachmittags an dem Tennisplatz, wo lauter Deutsche, darunter auch ein Offizier der Garnison, zum Vierer angetreten waren, ein Fuhrknecht mit seinem Wagen vorüberkam, von seinem Sitz aufstand und uns über den Zaun durch den Zuruf zu schreien suchte: „Die Bure dumme!“ Unter den Lehrern von Heidelberg- und Neuenheim-College waren vorzügliche Leute, ruhig, unerschrocken, fair; wie oft mag den Knirschenden dieser alberne Ruf hinterdreingeklungen sein! Ihre Gesichter verfinsterten sich; es ward ungemüthlich. Die Collegen, denen wir sportlich so viel gesunde Anregung zu verdanken hatten, standen leer gegen frühere Zeiten. Die Geschäftsleute klagten; wie würden sie heute erst klagen, wenn der Unsinn aufs große Ganze gewirkt, wenn wir den Buren zu Liebe mit einem Kunden, der uns alljährlich für sechshundert Millionen Mark Waaren abkaufte, Krieg angefangen hätten!

Wir hätten nicht nöthig, dem Verstimmtten jetzt mit allen möglichen Rundgebungen um den Bart zu gehen, wenn nicht der aufgeblasene deutsche Kneipenhocker auf Grund jämmerlich schlechter Informationen die Engländer drei volle Jahre lang angepöbelt hätte. Feigheit? Der Kenner weiß, daß gerade die Landkriegsgeschichte keiner europäischen Nation reicher an Tüthen von Tollkühnheit ist als die britische; daß vom Schwarzen Prinzen bis zu Elise und Wellington ihre schönsten Siege durch winzige Minderzahlen erfochten worden sind. Und jetzt noch hatte die zähe Vertheidigung von Ladysmith keine geringeren soldatischen Tugenden als die von Kolberg bewiesen, ganz abgesehen davon, daß Ladysmith gehalten wurde, Kolberg aber fiel. Das Schicksal hat uns inzwischen beim Ohr genommen, uns mit dem südwestafrikanischen Krieg einen Denzettel verabfolgt, uns mahnend zugerufen: „Brahlt nicht so! Auch Ihr habt schon Keile gekriegt! Auch Ihr seid schon mal ausgerissen! Die Sache zwischen den Kopjes von Transvaal war nicht so einfach, wie Ihr Euch eingebildet habt!“

Weiterblickende Leute sagten schon damals: „Die Engländer sind nicht kleinlich; aber eine stolze Nation läßt sich nicht Jahre lang beschimpfen. Sie werden sich den Vorfall merken und bei guter Gelegenheit werden wir einen Hippenstoß verjezt bekommen, daß uns die Augen übergehen.“ Im großen Stil hat es Chamberlain versucht mit seinem englischen Zollverband; einem Plan, der zeigte, wie stark die nationale Fieber in England ist. Denn Chamberlain war bereit, das Risiko wirthschaftlicher Verluste zu tragen, falls nur ein falscher Geschäftsfreund abgeschüttelt würde und keine Gelegenheit mehr hätte, vom englischen Freihandel zu profitieren. Sein Plan schlug vorläufig

fehl; der Rippenstoß kam dennoch: in Marokko; und King Eddy besorgte in Paris das Uebrige. Das würde weiter nichts schaden; Feinde halten uns wachsam. Und es kann ja auch sehr nette Ueberraschungen geben. Trotzdem bleibt die Burenbegeisterung eine der trüblichsten Episoden der deutschen Entwicklung.“) Das Beste, was durch sie ans Licht trat, bis zu gewissen allerjüng-

*) „Wir sind nicht reich genug, um unsere Kräfte in Kriegen aufzureiben, die uns nichts einbringen“, so warnte Bismarck 1859, als manche Leute für Oesterreich begeistert waren und (im italienischen Feldzug) zur Einmischung drängten. Sind wir inzwischen so reich geworden? Vielleicht kommen, um die Abwege der Besonnenheit, auf denen wir seit hundert Jahren unpolitisch einhergestolpert sind, zu zeigen, ein paar Erinnerungen aus der Geschichte deutscher Begeisterungen immer noch zu rechter Zeit. 1822 waren wir begeistert für die „edlen Hellenen“, Slavenbaskarde, die, rein menschlich betrachtet, gegen die Türken erhehlich verloren, und für den „Freiheitskämpfer“ Lord Byron, der in Italien seinen Lohn mit ein paar alten Flinten nebst etwas Pulver belud und, in Risfolunghi angekommen, nach vier Wochen, ohne einen Schuß abgefeuert zu haben, an der Diarrhoe starb, was zwar traurig, aber nicht heroisch ist. 1830 waren wir begeistert für die edlen Sarmaten, die nach der ersten Theilung Preußens durch Polen (1466 im Frieden von Thorn, die zweite kam 1807 im Frieden von Tilsit) der deutschen Kultur im Osten nur Schaden gethan hatten. In keiner deutschen Bürgerstube durften seit 1831 „die letzten Bier vom zehnten Regiment“ fehlen, die bekanntlich, noch achtzehnhundert Mann stark, bei Straßburg sich über die westpreussische Grenze geschüchelt und vor einer Handvoll Preußen die Waffen gestreckt hatten. Die Polenbegeisterung hielt vor. Noch 1863 sollte Preußen durchaus gegen Rußland Krieg führen, um den polnischen Aufstand zu begünstigen, und Bismarck zog sich manchen liberalen Räffel zu, weil er nichts davon wissen wollte. 1886 waren wir begeistert für die edlen Bulgaren und ihren ritterlichen Fürsten Alexander. Bismarck mußte die Nation hart antreiben, damit sie begriffe, daß der ganze Schmierkram dort unten nicht die Knochen eines pommerischen Grenadiers werth sei. Zwei Jahre danach wollte sich schon wieder ein großer Theil des deutschen Volkes mit Rußland für immer überwerfen, nur damit der aus Bulgarien inzwischen entfernte Fürst eine Hohenzollernprinzessin heirathen könne. Damals fiel von Treitschkes Lippen das bittere Wort: „Eine mesalliance ist ja noch stets das Entzücken aller Rühmamsellen gewesen“. Die Rühmamsellen trugen Hosen und Hüte.

Ich will von kleineren Begeisterungen, wie der für den Augustenburger 1863, schweigen. Der Lotse, der uns durch solche Strudel zu steuern verstand, ist vom Schiff gegangen und ruht in Kühler Gruft. So wurde die Burenbegeisterung der schlimmste Fall von allen, weil sie dem staunenden Europa die Thatsache enthüllte, daß die große deutsche Nation immer noch nicht politisch denkt und, wie gewisse Frauen, an Einbildungen leidet. Das Greinen und Winseln um den Dreibund ist auch nur eine Folge mangelnden Nachvermögens. Wer nöthigt uns, auf diesen morschen Balken zu treten? Können wir nicht stehen, wo und wie wir sind, und an uns kommen lassen, statt stets Einem nachzuerennen, der uns gar nicht haben will?

sten Verlautbarungen von hohen Tribünen herab, ist so schief empfunden, daß in London mit gutem Grund die Kritik folgen konnte, man verstehe unsere Gemüthsstimmung nicht. Obendrein hielt der Enthusiasmus nur genau so lange vor, wie es den Buren gut ging. „Hau ihn tüchtig,“ sagt Caliban zu Stephano; „nach einem Weilschen hau ich ihn auch.“ Und da die Engländer zuletzt die Hauenden waren, schwenkte der charakterstarke deutsche Viertrinker ab. Immerhin dürften reichlich für eine Milliarde Mark Gerstensaft während der Kriegsjahre den Stammverwandten zur Ehre genossen worden sein. Als die drei Generale dann nach Berlin kamen, warf man ihnen Nickel- und Kupfermünzen in den Wagen und das Burenhilfskomitee überreichte, wenn ich nicht irre, zweihunderttausend Mark als letzte Rate; der Todfeind und Kolonialminister Jos Chamberlain spendete sechzig Millionen.

Aber ist es nicht, als habe der Kapenjammer von diesem Kauf ein Weniges gefruchtet? Die Voreiligkeiten, die unsere vom Bier begeisterten Neutralitätsbrecher 1904 in ihrer asiatischen Parteileidenschaft begingen, waren doch nur Müden im Vergleich mit den Kamelen von 1899. Zur Sache sei noch bemerkt, daß der englische Welthandel im letzten Jahre laut statistischen Ausweisen um ganze zwei Milliarden Mark zugenommen hat; von „Stagnation“ oder „Zurückgehen“ reden eben nur Uneingeweihte. Alljährlich wird ein Äquivalent der gesammten deutschen Handelsflotte auf englischen Werften neugebaut; zum „Scheelsehen“ also liegt und lag auch früher schon gar keine Veranlassung vor. Unsere Prahlhänse, die zuerst Injurien hageln ließen und zum Schluss gar noch die „gekränkte Leberwurst“ spielten, haben die Briten erst auf solche Gedanken gebracht.

Dr. Richard Haldorn.



Liegt es in der Abstammung, liegt es in dem Boden, liegt es in der freien Verfassung, liegt es in der gesunden Erziehung, — genug: die Engländer scheinen vor vielen Anderen Etwas voraus zu haben. Wir sehen hier in Weimar ja nur ein Minimum von ihnen und wahrscheinlich keineswegs die besten: aber was sind das Alles für tüchtige, hübsche Leute! Und so jung und siebenzehnjährig sie auch hier ankommen, so fühlen sie sich doch in dieser deutschen Fremde keineswegs fremd und verlegen; vielmehr ist ihr Auftreten und ihr Benehmen in der Gesellschaft so voll Zuversicht und so bequem, als wären sie überall die Herren und als gehörte die Welt ihnen. Es liegt darin, daß sie eben die Courage haben, Das zu sein, wozu die Natur sie gemacht hat. Es ist an ihnen nichts verbildet und verbogen, es sind an ihnen keine Halbheiten und Schiefheiten; sondern, wie sie auch sind, es sind immer durchaus komplette Menschen. Auch komplette Narren mitunter. Das gebe ich von Herzen zu; allein es ist doch was und hat doch auf der Waage der Natur immer einigß Gewicht. (Goethe.)



Herr Dr. Bürstenfeger.*)

Serbst in Buenos-Aires. Nachmittag. Die Knaben Karlos und Nikolas waren hinten im Stall und listeten Unruhe und Verwirrung unter den Pferden, zur unterholzlenen Wuth Josés, des Knechts. Als sie dann genug hatten, zogen sie einen Hammel, den sie vom Landgut mitgebracht hatten, aus seinem Verschlag und banden ihn an einen Karren. Carlos stieg auf, sein Bruder stand daneben und kniff den Hammel in die Schwanzwurzel, damit er ziehe. Das Thier drückte den Schwanz ein, machte einen jähen Satz: und der Wagen warf um. Darauf hielt Nikolas dem Thier ein Büschel Weinblätter dicht vors Maul und nun lief der Hammel hinter ihm her; Karlos saß oben auf dem Karren und jauchzte.

Da erkönte laut von der Terrasse die Stimme des Kindermädhchens, der Musikantin Zenobia: „Kommt den Lehrer abholen!“

„Der Lehrer!“ murmelte Nikolas entsetzt und blieb stehen.

Seit geraumer Zeit lag ihnen Herr Dr. Bürstenfeger, der künftige Hauslehrer, beständig im Sinn. Vor einem Monat hatte er sich in Bremen aufs Schiff gesetzt und acht Tage darauf schon sagte der Papa: „Heute ist Herr Dr. Bürstenfeger in Lissabon angekommen; ich habe es auf der Agentur erfahren.“ Man sah gerade bei Tisch; der Diener, der auftrag, ein frocher Galizier, grinste schadenfroh.

Und wieder nach ungefähr acht Tagen sagte der Papa: „Jetzt ist er in Lencerriffa.“ Gestern aber war er in Montevideo angekommen und heute lag das Schiff draußen auf der Rkbe von Buenos-Aires und Alles grinste im Haus: Zenobia, die Musikantin, Maurizio, der Galizier, der Gärtner, ein strenger Sachse, der Kutsher und vor Allen JosÉ der Knecht . . .

Die Knaben brachten schnell Hammel und Wagen in den Verschlag und liefen ins Haus, um sich anzuziehen.

Sie stürzten die Treppe hinauf und erfüllten das Haus mit Stallgeruch. Sie hatten unter Aufsicht der Zenobia ein warmes Bad zu nehmen; sie rauten im Bade und liefen dann nackt durch die Zimmer, Zenobia hinter ihnen her. Eine Stunde später aber standen sie mit leuchtend gewaschenen Gesichtern und vor Aufregung knallrothen Waden vor ihrer Mutter. Von ihren Köpfen, die wie Schwarten glänzten, ging ein starker Duft von Eau de Quinine aus.

Die Mama befahl, daß sie Handschuhe anziehen sollten, um ihre Nägel, die durchaus nicht weiß werden wollten, vor Herrn Dr. Bürstenfeger zu verbergen. Karlos that es nur unter der Bedingung, daß sie ihm drei Knäuel Bindfaden für einen Drachen versprach und ihm erlaubte, auf dem Nebgang herumzuklettern, was den Traußen schadete; denn die Handschuhe machten ihn ganz wahnstinnig. Nun stand er da, die Arme ausgestreckt, die zehn Finger gespreizt, und heulte.

Dann fuhren sie mit Zenobia, die eine blendend weiße Schürze trug, zum Papa ins Bureau. Er schrieb gerade einen sehr wichtigen Brief.

*) Herr Rudolf Schmied, von dem ich im Frühjahr hier die Kindergeschichte „Der Chinese“ veröffentlichte, giebt sie, mit anderen Kindererlebnissen und Schaurzen, unter dem Titel „Karlos und Nikolas, Kinderjahre in Argentinien“, jetzt bei R. Piper & Co. in München heraus. Aus dem hübschen Buch, das ein feunenswerthes Milieu zeigt und einen persönlichen Ton guter Laune hat, gebe ich hier noch eine Probe.

Karlos und Nikolas hatte sich eine halbe Stunde lang mäuschenstill zu verhalten. Sie thaten es mit Schmerzen; aber dabei brummte der Papa die ganze Zeit, sie sollten noch stiller sein. Als der Brief fertig war, wandte er sich streng an Karlos.

„guten Papa!“

er mit den Knaben nach noch nach Pflöten und me von Hölzen summen. Strand entlang flatterte aschen.

n Wasser, es wimmelte r und am Horizont sah

Landungsbrücke, die sich e, war das Wasser nicht rleute knallten mit ihren an stieg in einen Karren enen Dampfer der Agen- ald jedoch verschwanden um ersten Mal ein über- rgestellt und waren ent- durch die Sorge, wie

ht ein Haufen Menschen. entur hinunter, wo am ch nach der Seite neigte,

s sie nicht vielleicht den einen Mann, stark und lügen und einem furcht- Mann und Karlos sagte rte: „Wo ist er wohl?“ S und Nikolas erstiegen en Bauch des Kolosses.

Bürstenfeger zeigen?“ r Pfeife im Mund, der hmelos den Rücken zu- n in Uniform. Dieser erst milden Gesicht, der eine grüne Reisetasche, selversehluß, der in der

cht fürchterlich, er trug

„Karlos, oker noch Tyrännpuren auf den Wänden hatte: „wu

„Weil mich die Handschuhe ganz verrückt machen

„So ziehe sie doch aus“, meinte der Papa lächelnd

Karlos gehorchte und dachte: „Du hast doch einen

Zenobia kehrte nach Haus zurück und der Papa fuhr der Landungsbrücke. Da wimmelte es von Menschen; es wurden. Allerlei Erfrischungen wurden feilgeboten. Schwärme Jünglinge spielte ein Orgelmann. Rechts und links dem Wasser und Männer und Frauen hockten am Ufer und w

Zeit dehnte sich der Laplata mit seinem gelb-trübe von Segeln, Flußdampfer lagen weiter draußen vor Anker, man die Rauchsäulen der überseeischen Steamer aufsteigen

Es war gerade Wasserfluth. Selbst am Ende des ein paar hundert Meter weit in den Fluß hinaus erstreckt höher als zwei Fuß. Karren fuhrn darin herum. Die Fuß Reisigen nach Kundtschaft, gerade wie Droschkenkutscher. W und wurde zu einer Barke befördert, die Einen bis zum Ne- tur brachte. Nun folgte eine Fahrt von zwei Stunden. W die Ufer im Horizont. Karlos und Nikolas sahen heute zu seeisches Schiff. Sie hatten sich ein solches viel größer vor- täuscht. Doch ihre Aufmerksamkeit wurde bald abgelenkt, ihr Lehrer wohl aussehender mochte.

Dort oben auf Deck stand am Geländer dichtgedrängt Viele schrien und gestikulirten nach dem Dampfer der U- Geländer sämtliche Passagiere standen, daß er sich bedenklich und auch hinauf schrien und gestikulirten.

Karlos und Nikolas blickten gespannt nach oben, o Lehrer erkannten, wie Zenobia ihn geschildert hatte: als gewaltig, mit einem langwallenden Bart, zornjüngelnden baren Stok in der Hand; aber sie erkannten keinen solchen leije zu Nikolas: „Ich sehe ihn nicht“, und Nikolas erwiderte

Oben wurde das Fallveep heruntergelassen. Karlos mit ihrem Papa und einem großen Theil der Passagiere d

„Können Sie mir nicht vielleicht einen Herrn Dr. frogte der Papa einen Herrn in blauer Uniform mit einer auf einer Bank saß und der aufgeregten Gesellschaft theilnahm kehrte. Er verneinte und zeigte auf einen anderen Herrn nakte, wies wieder auf einen anderen Herrn mit einem auf einen Regenschirm in der Rechten hielt und in der Linken auf der Weischen und Rosen gestickt waren, mit einem Ni- Sonne jankelte, und, sagte laut: „Herr Dr. Bürstenfeger“

Karlos und Nikolas waren starr.

So sah Herr Dr. Bürstenfeger aus? Er war ni

keinen gewaltigen Stog in der Hand, er hatte keinen gewaltigen Bart. Das war der Lehrer? Sie sahen es nicht.

Nachdem man sich einander vorgestellt und einige Worte ausgetauscht hatte, stieg man wieder das Fallreep zum kleinen Dampfer hinunter. Während der Heimfahrt unterhielt sich der Lehrer meistens mit dem Papa. Karlos und Nikolas verbrachten die Zeit damit, Herrn Dr. Bürstenfeger aufmerksam zu betrachten.

Sein Anzug war schwarz, die Kravatte war schwarz, der Kragen niedrig, die Manschetten mit den Knöpfen aus Eisenbein, auf denen die Initialen RB standen, ragten ziemlich weit aus den Ärmeln heraus. Sein hoher, steifer Hut war mit dem Gummiband an dem obersten Knopf der Weste befestigt, obgleich sich kaum ein Lüftchen regte. Karlos beobachtete sein Gesicht und überlegte, ob es vielleicht doch ein sehr grimmiges Aussehen haben könnte, wenn er einen Bart trüge, wie ihn Zenobia geschildert hatte. Er schloß die Augen, um sich Das zu vergegenwärtigen; aber es gelang ihm nicht, trotz aller Mühe.

Eine Weile war Stillschweigen. Herr Dr. Bürstenfeger wandte sich nun an die Knaben; er sprach mit mildem Ernst: „Es wird Euch nicht unbekannt sein, Karl und Nikolas, daß der Laplata hier, an dem Eure Heimathstadt erbaut ist, einer der imposantesten Ströme der Welt ist?“

„Ja, ja“, antworteten Karlos und Nikolas, wußten jedoch nicht, was sie weiter sagen sollten.

„Was Eure Heimathstadt anlangt“, fuhr Herr Dr. Bürstenfeger fort, „so werdet Ihr wissen, daß ihr Umfang dem der französischen Hauptstadt Paris nahekommt und daß diese Thatsache darauf zurückzuführen ist, daß Eure Häuser, mit wenigen Ausnahmen, alle sehr niedrig sind.“

„Woher wissen Sie Das? Waren Sie schon in Buenos-Aires?“ fragte Karlos.

Herr Dr. Bürstenfeger lächelte: „Gewiß nicht; ich kenne von Südamerika nur flüchtig die wenigen Häfen, die ich auf dieser Reise berührt habe. Aber Das ist Sache des Studiums, der Bildung, Karl!“

So gelangte man wieder bis zur Barke zurück, worauf man noch einmal auf den Karren stieg.

Herr Dr. Bürstenfeger schüttelte den Kopf über diese originelle Beförderung: er hatte darüber noch nichts gelesen. Auf der Landungsbrücke nahm er mit Erlaubniß des Papas die Knaben bei der Hand, Karlos rechts, Nikolas links. Man ging bis zum Wagen und fuhr dann nach Haus.

Dort begab sich Herr Dr. Bürstenfeger, von Nikolas begleitet, auf sein Zimmer und Karlos lief aufgeregte zu Zenobia.

„Du verfluchte Schwärze!“ schrie er, „warum hast Du mich angelogen? Er hat ja gar keinen langen Bart?“

Worauf Zenobia mit höhnischem Lachen antwortete: „Paß auf, der Bart wird ihm schon noch wachsen!“

Eine halbe Stunde später wurde der Lehrer mit der Mama bekannt gemacht und dann war es Zeit zum Abendessen.

Karlos und Nikolas saßen zu beiden Seiten des Herrn Dr. Bürstenfeger. Die Unterhaltung war sehr lebhaft; die Knaben theilten sich aber nicht daran. Sie sprachen laut von Sachen, die mehr Interesse für sie hatten: von Pferden und Schafen und Ziegen, von Gänsen, Hühnern und Hähnchenkämpfen; und Herr Dr.

Birstenfejer schaute manchmal mit leisem Erstaunen auf sie. Besonders aber erstaunte er darüber, daß, wenn ihnen ein Gericht nicht schmeckte, sie es einfach weitergehen ließen, ohne daß Papa und Mama Etwas sagten. . .

Nach dem Essen nahm der Lehrer Karlos und Nikolas bei der Hand und ging mit ihnen in den Garten. Er blieb plötzlich stehen und sagte sehr ernsthaft: „Karlos und Nikolas, ein neuer Abschnitt geht in Eurem Leben an. Eure braven Eltern werden Euch hinsichtlich unterrichtet haben, was mein Eintritt hier in diesen Kreis für Euch bedeutet. Karlos und Nikolas, Euch wie mir sind Pflichten auferlegt. . . Ich bitte Euch mit ganzer Seele, seid mir stets gehorjam, lügt niemals! Ja, lügt niemals! Denn sehr, nichts auf der ganzen Welt ist häßlicher, verabscheuungswürdiger. Bei den alten Germanen machte kein Laster den Mann verächtlicher. Und Deutsche sind Germanen: merkt's Euch, Karlos und Nikolas! Euer Vater ist ein Deutscher, Ihr seid Deutsche. . . Sagt, wollt Ihr Euch bestreben, gute Deutsche zu sein?“

Hier machte Herr Dr. Birstenfejer eine Pause.

Karlos und Nikolas, verwirrt über diese ungewohnte Rede, schwiegen.

Wenn auch manchmal der Papa mit ihnen Deutsch sprach, waren sie doch Argentinier, dachten sie.

Karlos erwiderte endlich: „Aber Deutschland verliert doch immer gegen Argentinien!“

„Wie so, Karlos?“ antwortete Herr Dr. Birstenfejer überrascht.

Karlos wußte nicht recht, wie er diese Behauptung begründen sollte. Ihm war nur eingefallen, daß er neulich mit seinem Freunde Pedro Kestner Krieg gespielt hatte. Pedro hatte eine deutsche Fahne in der Hand gehalten und war Deutschland gewesen und Karlos hatte eine argentinische Fahne gehalten und war Argentinien gewesen. „Und da ist Pedro auf dem Bauch gelegen“, erzählte Karlos, „und ich stand mit dem einen Fuß auf seinem Rücken und hatte gesiegt. Papa und Mama haben zugehaut und Alberto Hauspfeffert war auch dabei und auch der Papa von Pedro. Der lachte auch, aber nicht so sehr.“

Herr Dr. Birstenfejer zwang sich zu einem leisen Lächeln, wollte dann Etwas erwidern, ließ aber Klug für heute das Thema fallen.

Schweigend gingen sie weiter.

Karlos, den die Stille drückte, sagte endlich: „Ich will Argentinier sein, aber ich will mir Mühe geben, auch ein guter Deutscher zu sein.“

Und Nikolas sagte: „Ich will auch ein Bißchen ein guter Deutscher sein.“

Am nächsten Tag sagte der Hauslehrer zu Karlos und Nikolas: „Ihr dürft wie zuvor allein ausreiten; nur um Eins bitte ich Euch inshändig: reitet niemals mehr Galop! Ich bin für Euer Wohl und Weh verantwortlich und muß einstehen, wenn Ihr Schaden nehmt.“ Der Ton, in dem Herr Dr. Birstenfejer Das sagte, zeugte von bestimmter Erwartung, war aber im Uebrigen mild.

Die Knaben fühlten: „So frei, wie wir früher waren, sind wir nun freilich nicht“; aber sie waren erfüllt von dem guten Willen, sich ihm zu unterwerfen, da sie sich ihn ja weit schlimmer vorgestellt hatten und außerdem Zenobia bestimmt wußte, man würde einen anderen Lehrer anstellen, wenn sie diesem nicht gehorchten, und Der wäre dann wirklich fürchterlich.

Karlos und Nikolas antworteten: „Wir werden nicht Galop reiten“; aber als sie knappe zehn Minuten fort waren, erreichten sie das offene Feld: und schon

rein aus Nacht der Gewohnheit ließen sie den Pferden die Zügel schießen und ritten Galop. Herr Dr. Bürstenfeger aber war mit seinem Opernguter auf das flache Dach des Hauses gestiegen und war Zeuge ihres Ungehorsams.

„Karl und Nikolaus“, sagte er, als sie zurück waren, mit gedämpfter Traurigkeit in der Stimme, „seid Ihr Galop geritten?“

Karlos und Nikolaus senkten die Köpfe und antworteten nichts.

„Zeigt Ihr Euch so?“ fuhr Herr Dr. Bürstenfeger mit wachsender Traurigkeit fort. „Ich schäme mich für Euch, Karl und Nikolaus; geht, wascht Euch die Hände; es ist Zeit zum Abendessen!“

Als sie aber zu Bett gebracht worden waren, kam er wie jeden Abend noch, gab ihnen den Gutenacht-Kuß auf die Stirn, drückte ihnen leise die Hand und dachte: „Auch Ihr leidet um Eures Ungehorsams willen, Karl und Nikolaus!“

Anfangs waren sie wirklich ein Wenig beschämt gewesen, hatten sich aber schon lange wieder erholt und waren jetzt nur von dem einen Gefühl erfüllt: Er ist ein guter Mann, der Herr Dr. Bürstenfeger!

Herr Dr. Bürstenfeger jedoch ging ins Musikzimmer, wie immer zu dieser Stunde, und phantasirte, bevor er auch schlafen ging. Karlos und Nikolaus aber lauschten mit offenen Augen, und als er geendet hatte, sagte der Ältere: „Wie seltsam: wenn Herr Dr. Bürstenfeger spielt, denke ich mir alles Schöne aus, was kommen wird, wenn ich groß bin, und ich mache weite Reisen in Länder und auf Meeren, und wenn er aufgehört hat, versuche ich es weiter, aber es ist dann lange nicht mehr so schön.“

„Seltsam“, meinte Nikolaus, „wie Du Das nur so sagst; ganz das Selbe fühle ich auch! . . .“

Bald nachher waren Beide eingeschlafen . . .

Ueber einen Monat schon war der Hauslehrer in Buenos-Aires; vor etwa drei Wochen hatte der Unterricht begonnen.

Jeden Morgen um halb Sieben klopfte Herr Dr. Bürstenfeger dreimal benehmlich an die Thür, hinter der seine Schüler schliefen. Die Knaben sprangen aus den Betten und zogen sich an. Dann ging es hinunter zum Frühstück. Bisher waren die Knaben gewohnt, morgens Kaffee zu trinken; auf Herrn Dr. Bürstenfegers Veranlassung tranken sie jetzt Kakao. Früher war das Frühstück in zwei Minuten erledigt gewesen; jetzt saß man über eine Viertelstunde bei Tisch. Herr Dr. Bürstenfeger, der an einem sehr schlechten Magen litt, pflegte äußerst langsam und umständlich zu kauen und stellte das selbe Ansinnen an Karlos und Nikolaus, die großartige Mägen hatten, und er war gezwungen, sie jeden Augenblick zu ermahnen, da sie immer wieder seine Vorschrift vergaßen. Nach dem Frühstück machten sie einen dreiviertelstündigen Spaziergang. Herr Dr. Bürstenfeger ging in der Mitte und hielt die Knaben an der Hand.

Dann folgte der Unterricht. Er fand in einem dafür hergerichteten Zimmer statt, in dem eine Schulbank und eine große schwarze Tafel mit einem Schwamm stand. Zuerst kam das Rechnen, weil die Gehirne noch unverbraucht waren.

Herr Dr. Bürstenfeger stellte die Rechenmaschine vor sich auf den Tisch und fragte: „Karl, wie viel ist $3 + 2$?“

Paufe. Karlos schwieg.

„Wie viel ist $3 + 2$?“

Karlos streckte unwillkürlich die Hand nach der Maschine aus.

Herr Dr. Bürstenfeger schlug ihm leise auf die Finger.

Da mußte Nikolaus antworten; und er wußte es.

„Karl, wie viel ist 3 + 1?“

Karlos streckte die Hand nach der Maschine aus.

„Sei gehorjam, Karl!“ sagte Herr Dr. Bürstenfeger und richtete sich ein wenig auf, wobei er etwas roth wurde.

Karlos schwieg ratthlos.

„3 + 1“, sagte Herr Dr. Bürstenfeger, wandte sich halb ab, summte irgend Etwas und that, als interessire ihn zugleich die Fensterscheibe.

Nochmal griff Karlos nach der Maschine; er hatte den Kopf vollkommen verloren. Er berührte zitternd drei Nadeln und dann noch eine. Das waren vier. Ihm fehlte nämlich jeder Sinn für die Rechenkunst.

Herr Dr. Bürstenfeger aber ging im Zimmer auf und ab und murmelte: „Es kann nicht böser Wille sein!“

Nachher kam das Lesen. Da war Karlos schon ganz anders.

Herr Dr. Bürstenfeger schrieb ein großes U an die Wandtafel.

„Karl, was für ein Buchstabe ist Das?“

„U!“ rief Karlos; er erinnerte sich ganz deutlich, daneben auf der Bibel einen Uhu gesehen zu haben.

„Richtig! Und Das?“ Er schrieb ein J hin.

„J!“ rief Karlos, ganz deutlich sah er einen Fgel daneben.

„Bravo!“ rief Herr Dr. Bürstenfeger und schrieb ein E hin.

„E!“ jagte Karlos. Ganz deutlich sah er einen Efel daneben.

„Werkwürdig!“ murmelte Herr Dr. Bürstenfeger, „wie seltsam bei ihm die Elemente auseinandergehen; individuelles Verfahren tut hier wohl noth!“

Nach dem Lesen war größere Pause. Dann öffnete der Lehrer die Thür nach der Terrasse und es kam Freiturnen: „Beinstrecken“, „Kniebeugen“, „Fußwippen“, „Rähen“, „Holzhacken“ und so weiter. Diese Uebungen begleitete Herr Dr. Bürstenfeger mit seinem eigenen Beispiel.

Daran schloß sich eine Art höheren Anschauungunterrichtes im Garten.

„Was ist Das für eine Blume?“ fragte der Lehrer und zeigte auf ein Beet.

„Nelke!“ riefen Karlos und Nikolaus.

„Nelke“, bestätigte Herr Dr. Bürstenfeger.

Sie gingen einige Minuten schweigend weiter: „Was ist Das für eine Frucht?“

„Granatapfel!“ riefen sie.

„Granatapfel“, bestätigte Herr Dr. Bürstenfeger.

„Das ist ein Säugethier“, sagte er plötzlich sehr bestimmt und zeigte auf einen Wurm. Er wollte sie irreführen.

„Rein, kein Säugethier!“ riefen Beide triumphirend aus. Das wußten sie doch zu genau.

Nach dem Anschauungunterricht hatten sie frei; und dann kam das Mittagessen.

Heute gab es Hirt. Ueber fünf Wochen schon hatte es keins mehr gegeben.

„Herr Dr. Bürstenfeger, wir können kein Hirt essen!“ sagten sie lässlich. Der Lehrer blickte abwechselnd beide Knaben an und faute zu Ende.

„Karl und Nikolaus, thut mir den Gefallen, mäkelt nicht!“ antwortete er nicht ohne Wilde, aber bestimmt.

Die Knaben blickten flehentlich nach der Mama hinüber. Die Mama zeigte mit den Augen auf Herrn Dr. Bürstenfeger; sie durfte sich nicht einmischen. Nikolaus sah seinen Bruder ermutigend an und Beide würgten das Hirn herunter, daß ihnen die Thränen auf die Teller fielen.

Nach dem Essen gingen die Knaben in den Garten, bauten eine Hütte, machten Pfeile und Bogen, um Indianer zu spielen, oder fuhren auf ihren Karren herum. Manchmal nahm Karlos ein Blatt Papier und einen Bleistift zur Hand und versuchte, nach der Natur zu zeichnen, eine Baumgruppe oder sonst Etwas. Das wollte er einrahmen lassen und der Mama zu ihrem Geburtstag für den Salon schenken.

„Komisch“, sagte Nikolaus; „wenn man Deine Bilder von ganz nah ansieht, erscheinen sie schlecht, stellt man sich aber weiter weg, so kommen sie Einem besser vor“. Karlos war nicht sehr erfreut über diese Kritik. Er hatte es nicht so gemeint.

Von Zwei bis Vier war in der Regel Schule; heute aber nur bis Drei, denn der „große Spaziergang“ sollte folgen.

Es gab heute Schreiben, was die Knaben sehr liebten. Sie hatten dicke und dünne Striche zu ziehen, gerade und schiefe. Besonders die dicken Striche machten ihnen Freude, weil es ihnen angenehm war, auf den Bleistift zu drücken. Das dauerte aber nur eine halbe Stunde; und dann kam das Allerhöchste vom ganzen Schultag. Herr Dr. Bürstenfeger las ihnen eine Geschichte vor; die mußten sie dann wieder erzählen. Heute war es die Schilderung eines Turniers aus einem mit herrlichen Bildern geschmückten Sagenbuch. Die Folge dieser Vorlesung ahnte Herr Dr. Bürstenfeger nicht. Karlos und Nikolaus waren ganz aufgelöst. Mehrmals war er nah daran, das Buch zuzuklappen: so aufgeregt benahm sich Karlos.

„Weißt Du was?“ sagte er nach der Schule zu Nikolaus, „sobald wir vom großen Spaziergang zurück sind, veranstalten wir zusammen ein Turnier.“ Und Nikolaus war damit sehr einverstanden.

Die „großen Spaziergänge“ aber dauerten mindestens bis Sechs. So hatte es Herr Dr. Bürstenfeger eingerichtet. Heute schlugte sie den Weg nach der Stadt ein. Da für Karlos und Nikolaus Schuhe zu kaufen waren, wollte man die Gelegenheit benutzen.

Ueber eine Stunde gingen sie auf der großen, breiten Straße. Herr Dr. Bürstenfeger marschirte, den Blick geradeaus gerichtet, in langsamem, aber regelmäßigem Tempo. Karlos und Nikolaus gingen an seiner Hand mit gedämpfter Unzufriedenheit in ihren Mienen. Manchmal drehte sich ein Passant um und lächelte. Auch geschah es, daß irgend ein Gassenjunge ihnen eine Handvoll trockenen Kothes nachwarf. Karlos vergaß sich und wollte auf ihn eindringen. Herr Dr. Bürstenfeger aber drückte strafend seine Hand und sagte: „Karl, kümmere Dich nicht darum!“ So gelangte man bis ins Centrum; hier waren die Straßen sehr eng, das Pflaster war zum Theil sehr holperig und überall roch es nach Gas, weil an der Zeitung gearbeitet wurde. Große, beladene Karren schoben sich unter fürchterlichem Getöse langsam und schwerfällig an einander vorüber, die Tramways fuhren im Schritt, von Zeit zu Zeit zu kurzem Trab einsehend, mußten aber wieder jäh bremsen; die kleinen, abgehegten Pampaspferde streckten sich in ihrer ganzen Länge, um den Wagen noch einmal in Bewegung zu bringen; eins stürzte und lag da mit vor Ermattung geschlossenen Augen. Aus den offenen Magazinen

drang der Geruch von Theer, von getrocknetem Stoddsich. An einem Hausthor stand ein Keger, einen Sack auf dem Kopf, und leuchte.

Herr Dr. Bürstenfeger bahnete sich, Karlos und Nikolas an der Hand, einen Weg durchs Gedränge, schüttelte den Kopf und murmelte: „Schon über dreißig Advokatenjehilder in einer halben Stunde gezählt.“

Sie kamen bis zur Calle Florida. Das war die Straße des eleganten Publikums und der schönen Läden.

Vor der Konfiteria del Aguila hielten sich die Geden. Elegante, schöne Frauen gingen vorüber. Equipagen fuhrn langsam in langer Reihe.

Herr Dr. Bürstenfeger blieb plötzlich stehen und sah zu einem Haus empor. Auf dem Dache ragte eine Flasche, wohl über acht Meter hoch. Die Flasche war aus Holz und der Name eines bekannten Liqueurs stand in Niesenlettern schräg darauf. „Amerikanismus!“ murmelte Herr Dr. Bürstenfeger und stampfte leise mit dem Fuß auf.

Ein paar Minuten später traten sie in den Schuhladen ein. Als sie wieder herauskamen, hatten Karlos und Nikolas strahlende Gesichter. Jeder hielt einen eben geschenkten Luftballon in der Hand. Sie schauten abwechselnd zu ihnen hinauf und herab auf die neuen Schuhe, die sie trugen, und Das erschwerte sehr das Gehen im Gedränge. Immer wieder mußte Herr Dr. Bürstenfeger ermahnen. Als sie aus dem ärgsten Gemüß heraus waren, zog er seine Uhr und sagte: „Jetzt steigen wir in eine Tram und machen unseren versprochenen Besuch bei der Familie Hansstett.“

Der siebenjährige Alberto Hansstett, ein bildschöner und verwöhnter Knabe, war ein Freund von Karlos und Nikolas. Auch seine Mutter hatten sie von Herzen gern, denn sie gab ihnen Kuchen und Bonbons, so viel sie nur wollten, und sie freuten sich jezt darauf.

Zeit vierzehn Tagen hatten sie auch dort einen Hauslehrer, einen gewissen Herrn Klausroth, der mit der Absicht, sich dem kaufmännischen Beruf zu widmen, nach Amerika gekommen war. Seine Kulagen aber waren rein pädagogische und so hatte er sich zum Kaufmann ungeeignet erwiesen. Herr Dr. Bürstenfeger war nur einmal flüchtig mit ihm zusammengelkommen und er sehnte sich, in nähere Beziehungen zu ihm zu treten.

Auf der Trambahn verkürzten sich die Knaben die Zeit damit, daß sie die Zusassen einer heiteren Kritik unterzogen.

„Sieht nicht unser Gegenüber so aus wie eine Ziege?“ fragte Karlos leise. Nikolas quiette: „Großartig! Ganz wie eine magere Ziege!“

Karlos fragte: „Schau Dir mal Den dort drüben an! Sieht er nicht aus wie ein Huhn?“

Nikolas betrachtete ihn eine Weile mit naiter Unverblämtheit und bestätigte es fröhlich.

Karlos fand, daß ein kleiner dicker Herr, der seine Brille abgenommen hatte und jezt matt und müde dreinblickte, einem abgedumten Pony gleiche; auch damit war Nikolas sehr einverstanden. Herr Dr. Bürstenfeger halte einige spanische Worte, die er verstand, aufgefangen und legte sich ins Mittel, denn er fand solche Vergleiche jezt unpassend.

Hansstetts bewohnten eine prächtige Villa in einer schönen, breiten Straße.

Der Diener, der ihnen öffnete, geleitete sie bis zur Thür des Schulzimmers: „Der Unterricht müsse schon zu Ende sein.“ Sie klopfen, traten ein, aber es war noch Schule. Herr Klausroth stand vor der Schulbank, ein Buch in der Hand und sagte:

„La mesa: Der Tisch.“

Unter der Bank aber hockte Alberto und sang trotzig zu einer selbst erfundnen Melodie: „Ich will kein Deutsch lernen!“

„La mesa: Der Tisch“, wiederholte Herr Klausroth mit einem cynischen Lächeln. Er durfte ihn nicht hauen; die Mama erlaubte es nicht.

„Tschisch, Tschisch“, sagte Alberto. Das bedeutete Tisch und war eine Verhöhnung der deutschen Sprache.

Herr Dr. Würstenseneger, der anfangs nicht begriff, was da vorging, machte plötzlich einen Schritt zurück und breiete abwehrend die Hände nach Karlos und Nikolas aus.

„La mesa: Der Tisch“, sagte Herr Klausroth, lächelte, haupite leise mit dem Fuß auf und spielte mit fünf Fingern Klavier auf der Bank.

Jetzt wollte Alberto sich vor Karlos und Nikolas zeigen. Er froch unter der Bank heraus, verfiel sich auf allen Vieren hinter eine lange Gardine und war unsichtbar. Herr Klausroth folgte ihm.

„La mesa: Der Tisch“, wiederholte er mit wachsendem Cynismus. Er rieb sich die Hände: „Ich darf ihn nicht hauen, ich haue ihn nicht! La mesa: Der Tisch.“

Nun erfolgte gar keine Antwort. Herr Klausroth fuhr fort, sich die Hände zu reiben, und lachte laut; er schien ungemein aufgeräumt zu sein.

Alberto steckte den Kopf zur Gardine heraus und rief: „Tschisch, tschisch, tschisch!“

In diesem Augenblick aber ging die Thür auf; und der Papa stand auf der Schwelle, eine Wette in der Hand. Er hatte geahnt, was vorging.

Schnurstracks schritt er auf die Gardine los; und was jetzt geschah, sahen weder Herr Dr. Würstenseneger noch Karlos und Nikolas. Bestürzt packte er sie bei den Händen und verließ mit ihnen das Haus.

In ihrem Zimmer aber saß Albertos Mama und weinte, weil ihr Sohn Prügel bekommen sollte. Sie war eine geborene Rodriguez und auch sie haßte die deutsche Sprache . . .

Herr Dr. Würstenseneger ging, Karlos und Nikolas an der Hand, die schöne, breite Straße entlang; mit beschleunigten Schritten, weil die Erregung noch mächtig in ihm war. Sie kamen an der herrlichen Villa der Familie Alinares vorbei. Aus dem Gartenportal fuhr eine elegante Equipage heraus, in der das achthährige Töchterchen Justicia mit ihrer Gouvernante saß. Man grüßte. Karlos sagte zu Herrn Dr. Würstenseneger: „Das hübsche Mädchen ist meine Braut.“

Herr Dr. Würstenseneger zwang sich zu einem Lächeln: „Du kannst noch keine Braut haben, Karl.“

„Warum nicht?“

„Weil Du noch zu jung bist,“ dabei drückte er kaum merklich seine Hand.

„Bah!“ antwortete Karlos, „Alfredo Lopez, mein Freund, ist ein Jahr jünger als ich und hat acht Bräute.“

Herr Dr. Würstenseneger antwortete nichts, runzelte aber stark die Stirn.

In die schöne, breite Straße, auf der sie gingen, mündete eine andere, die stark vernachlässigt war. Kein Trottoir, kein Pflaster; man versank in den Röh. Jüngendwo lag ein totes Pferd mit aufgedunseltem Bauch. Kasgeruch wehte herüber.

„Br!“ sagte Herr Dr. Bürstenfeger, ließ die Hand des Knaben los und hielt sich die Nase zu.

„Das ist noch gar nichts!“ rief Karlos und kückte sich nach einem Ziegelstein. „Passen Sie auf: jetzt werfe ich, das Pferd plagt und dann sinkt es ganz fürchterlich!“

„Halt ein!“ schrie Herr Dr. Bürstenfeger, ließ seine Nase los, packte Karlos' Hand wieder und floh mit den Schülern aus dem Bereich des Kadavers.

Ueber diesem Tag waltete aber ein Unstern. Zu Haus sagte Karlos zu seinem Bruder: „Wir haben noch Zeit; jetzt führen wir unser Turnier auf!“

In einer halben Stunde hatten sie aus Brettern zwei Schilde gezimmert; aus Zeitungspapier machten sie primitive Helme, in die sie Hahnesfedern spießten. Zwei lange Steden, an deren Spitzen ein Wedel war, womit man an den Decken der Zimmer nach Spinnweben suchte, verwandelten sie in Lanzen. Die Wedel aber wurden zum Kopfschmuck ihrer Ponies verwandt, denen sie auch noch die Stalldecken umgelegt hatten. Ihrem vierjährigen Schwesterchen, die sie „die Dide“ nannten, weil sie kugelförmig war, drückten sie eine Kindertrompete in die Hand. Sie war der Herold und mußte zum Kampfe blasen.

Karlos und Nikolas stiegen auf ihre Pferde; sie waren anzuschauen wie zwei prächtige Ritter. Die Baden des Schwesterchens blähten sich. Karlos und Nikolas stürmten auf einander los, über die Beete. Als sie ganz nah bei einander waren, scheuten die Pferde und machten einen Sprung auf die Seite, so daß sie unverrichteter Sache ein Stück weitertraben mußten. Wieder stellten sie sich auf, wieder wollten sie auf einander eindringen.

Schon kündete die Schwester den Kampf an, als mit fliegenden Schößen eine Gestalt daher kam: „Weh Euch, Karl und Nikolaus, haltet ein!“

„Halt ein!“ schrie Herr Dr. Bürstenfeger und war mit einigen Sprüngen am Zügel von Karlos' Pferd.

Die „Dide“ floh erschrocken mit der Kindertrompete.

Karlos ließ die Lanze sinken.

„Herunter!“ schrie Herr Dr. Bürstenfeger und machte mit beiden Zeigefingern eine gebieterische Bewegung nach der Erde.

Die Knaben stiegen ab. Und ohne Schild und Lanze (Karlos hatte auch noch seine Hahnesfeder verloren) folgten sie dem Lehrer in der Richtung des Hauses.

Friedlich grasen die Ponies neben einander, während die Wedel auf ihren Köpfen leise zitterten.

Wetternd tauchte von der einen Seite der Gärtner auf und höhrend von der anderen José, der Nacht . . .

Von nun an war Herr Dr. Bürstenfeger ungemein scharf in seinen Maßregeln. Wenn die Knaben ausritten, ging er neben ihnen zu Fuß auf dem Trottoir.

Rudolf Schmied.



Selbstanzeigen.

Charon. Monatschrift: Dichtung, Philosophie, Darstellung. R. G. Th. Scheffer, Leipzig. Vierteljährlich 1,50 Mark.

Als ich mich entschloß, Rudolf Pannwitz aufzufordern, mit mir gemeinsame Sache zu machen, und wir den Charon gründeten, wußte ich sehr wohl, daß wir im Anfang „Zwei gegen Alle“ sein würden. War doch meine Philosophie bis dahin mit rührender Verständnislosigkeit von allen „Verufenen“ angeglozt worden, denen ich überhaupt davon ein Zipfelfchen zu zeigen gewagt hatte. Und doch hatte ich nicht gewußt, auch Rudolf Pannwitz nicht, wie sehr wir „Zwei gegen Alle“ sein würden. Denn wir Harmlosen hatten uns gedacht, die Schule des Stefan George habe uns ein Wenig die Wege gebnet. Auch war der ganze Naturalismus dagewesen; und ich bin doch ein bedingfügig konsequenter Radikalnaturalist. Und ein Dehmel, Lombert gingen ihre tapferen Wege weiter, wie es schien. Und da war Arno Holz, dessen „Phantastus“, trotzdem ich gegen den und seine einseitige Behanerie heftig genug opponieren mußte, doch unserem deutschen Vers gerade durch die von Arno Holz nicht erreichten Ziele ein gut Stück auf den Weg geholfen und der in kleinen Bruchstücken wirklich Homosies geleistet hat. Und da war Johannes Schlaf. Und Ter ist noch da. Aber Maximilian Harden, der mehr sieht als seine eigene Nase im Profil und der verdammt seine Nerven hat, hat gleich, als ich, fast ganz im Anfang, begann, ihm die Charonhefte regelmäßig zu schicken, für sich selbst eine psychologische Einstellung auf den Charon sich möglich gemacht und ist nun so weit, die Konsequenzen zu ziehen. In die „Zukunft“ haben wohl alle Geistesstürme hineingeweht, die in diesen anderthalb Dekaden aufgesprungen sind. Der Charon im dritten Jahr ist deshalb auch da. Die Zukunft in der „Zukunft“. Und also eine Selbstanzeige!

Erst mal über die Mitarbeiter. Unser Jüngster ist neun Jahre alt, unsere Älteste zweiundachtzig. Außerdem haben wir eine Dreizehnjährige, einen, neun: einige Sechszehnjährige; außerdem eine Droschkenkutscherfrau, eine Zimmervermieterin, eine Strohrahmenarbeiterin; und auch sonst noch Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die noch nicht einmal orthographisches Deutsch schreiben können, die aber ein geniales Deutsch dichten; außerdem Volkschullehrer, Studenten, Maler, Bildhauer und Philosophen. Häßlich, nicht wahr? Ein Gedicht der Droschkenkutscherfrau will ich doch hier abdrucken. Sie heißt Elisabeth Walf.

So seltsam um den September herum
Ganz heimlich über Nacht ist Herbst geworden.
Die Himmelsfarbe ist tief im Grau
Und die Bäume sind goldig geworden
Und in dem grauen, rieselnden Regen
Und unter dem windzerissenen Himmel
Kommt nicht ein sommerlicher Tropfen herab,
Sondern schlägt uns mit tausend prickelndem Schmerz auf die Backe.
Draußen ist noch Alles grün,
Aber es schauert im Wind und Regen.
Die Sommerblume schaukelt hin und her
Und muß sich immerfort bewegen.

Der Herbst kommt mit dem Wind von Norden
 Und mit vollen Vaden bläst
 In das sommerliche Land hinein.
 Die Schwalben sammeln sich zum Fluge
 Und ganze Völker sind am Ziehen
 Von wilden Gänzen und auch Kranichen
 Und alle Sommervögel fliehen.
 Gewiß ist nicht das letzte Wort des Herbstes,
 Das spricht er im November erst,
 Wenn er in wilden Regengüssen
 Auf gelb und braune Blätter klatscht.
 Unbarmherzig schlägt er auf das Blättchen,
 Das noch ängstlich an dem Zweige hängt,
 Nichts wirft er in eine Ecke
 In dem Garten oder in des Weges.
 Es werden auch noch schöne Tage kommen
 Und auch ganz sommerlich und warm.
 Von Herbst und Mildigkeit und Sterben
 Wird immer Fröheln mit durch Klagen.
 Mild scheint die Sonne über die Natur
 Und über die Stoppeln säuselt trüber, langsamer Wind,
 Aber dunkle Wolken und Regenschauer
 Zagen sich am Horizont geschwind.
 Die Sonne entfernt sich immer weiter
 Und tausend Lichter flackern auf.
 Der Tag wird alle Tage kürzer
 Und lange Nächte folgen darauf.

Und als Folie dazu das erste und das letzte Sonett aus dem Sonettenkranz
 von Hanns Reinf.

I.

Vom Wachen in den Traum will ich mich fingen
 Mit einem Liede voll Erinnerungen,
 Das mir im Herzen lange schon gesungen,
 Wie über Wasser ferne Kloden klingen.
 Es singt von traurigen und heitern Dingen,
 Von Mittagsgluth und müden Dämmerungen,
 Der Ton von Bronzeglocken, die zersprungen,
 Soll sich mit Silberschellenschlag verschlingen.
 Das giebt ein Lied mit schönen Gegensätzen:
 Mit schwarzen Nächten, die nur Blitze lichten,
 Mit königlicher Pracht und Bettlersegen, —
 Doch diesen tollen Widerstreit zu schlüchten,
 Zeig' ich es hinter matten Traumesnehen:
 So bleibt nur Hauch und Duft in den Gedichten.

XV.

Und nun am Ende schließen sich die Lieder,
 Die ich gern fröhlicher gesungen hätte,

Zu einer künstlich vielverschlungnen Kette
 Und jedes Glied schließt in dem andern wieder.
 Cypressenlaub mit düstereunkeln Flieder
 Zu üppigen Dolben — rothe, violette —
 Verknüpft' ich wie mit seidenen Fadens Glätte
 An ihre wunderbar verschlungnen Glieder.
 Das giebt gar selten Schmud für Deine Haare
 Und jede Blüthe glänzt gleich einem Sterne
 Durch dunkle Locken wie durch Wolfenschichten —
 Das ist das Wahre und das Wunderbare:
 Stiebt alles Trübe, Dampfe in die Ferne,
 So bleibt nur Hauch und Duft in den Gedichten.

Ueber die Unantastbarkeit der „Kunst“ in Meines Sonetten brauch ich wohl einem gebildeten Mitteleuropäer keinen Vortrag zu halten. Und über den Charon als kritische Instanz? Die Exklusivität unserer Zeitschrift ist „anmaßender“, als wir je zu sagen gewagt haben. Es giebt nicht viele, noch so berühmte Dichter, von deren gesammter Lebensarbeit wir mehr als ein Duzend Gedichte für so gut halten, daß sie in den Charon hinein dürfen.

Großlichterfelde.

Dr. Otto zur Linde.



Rußlands Revolution und Neugeburt. Teutonia-Verlag in Leipzig. 3 Mark.

Die Schrift zerfällt in vier Abschnitte. I. Der russisch-japanische Krieg. II. Nach dem Friedensschluß. III. Die Revolution. IV. Rußlands Neugestaltung. Der Werth des aus unmittelbarer Anschauung und sorgfamer Beobachtung der Verhältnisse hervorgegangenen Sammelwerkes besteht darin, daß dem Verfasser bei seiner Ausarbeitung durchweg authentisches Material oder die persönliche Information zur Verfügung stand. Ich fühle mich weder als berufenen Anwalt Rußlands noch gar als blinden Gegner des niedergerungenen Staatskolosses, sondern suchte, im Bewußtsein erster Verantwortlichkeit, der sachlichen Wahrheit möglichst nah zu kommen.

Sankt Petersburg.

Dr. Adrian Polly.



Zwischen den Zeiten. Roman. Albert Langen, München.

Man wird diesen Roman naturalistisch nennen (es wäre richtiger, zu sagen: schelten), weil er die Spur der Wirklichkeit verfolgt. Ich aber leugne, daß man berechtigt ist, den Begriff „Wirklichkeit“ willkürlich zu erstarren. Ich frage: Was ist Wirklichkeit? Ich sage: Stellt hundert Menschen vor eine Landschaft, in ein Zimmer, laßt sie einen Vorgang sehen, ein Gespräch belauschen. Der Eindruck wird auf Jeden anders sein. Jeder wird ihn anders wiedergeben. Jeder baut eben seine Wirklichkeit aus sich heraus. Daß er es thut, daß er gezwungen ist, es zu thun, giebt der Beobachtung der Wirklichkeit, in meinen Augen, die selbe geheimnißvolle Unerklärlichkeit, die dem kühnsten Aperçu eigen ist. Verleiht dem alltäglichen Geschehen den Wunderreiz der Dichtung, die ins Erfahrunglose schweift: und die Begriffe Wirklichkeit und Phantasie verschwimmen in einander. Ich habe auch für Körpernoth und Seelennoth keine Unterschiedsempfindung. Ich kann als poetisches Motiv die eine nicht höher als die andere bewerten. Aus Weiden spricht

zu mir die Tragik, die alles Dunkle, Schwere, unabänderlich der Freude Verbaute in seiner Tiefe birgt. Ich sehe Beides aus der selben Quelle strömen, aus dem Gefühl: ich lebe. Aus Beidem höre ich den Schmerzensschrei der Kreatur, die Bangigkeit der Fragenden: Wozu? Warum? Wohin? Ich weiß wohl: es giebt Frauen, die sich von dem Ertrogen ihrer Männerrechte das neue Reich der Erfüllung versprechen, und es giebt Männer, die der dumpfen Masse dieses Reich im Klassenkampf erringen wollen. Für diese Siegesgewissen ist mein Buch nicht geschrieben. Es spricht von den Gebundenen, den Schwachen, deren Leiden der Halbschlummer der Unbewußtheit mildert. Es rührt an die Verantwortung der Losgesessenen, die diese Träumer wecken, ihnen die Wohlthat ihres Irrthumes nehmen, die Stütze ihrer Täuschung. . . Und die sie dann verlassen, daß sie nun hilflos dastehen, von grellem Licht geblendet, entfremdet ihrem Ursprung zwischen den Zeiten und in keiner heimisch. Diesen unbedrückten Erweckern wird die Frage gestellt: Seid Ihr der rechten Wahrheit so gewiß? Da Ihr doch seht, daß Alles fliehet und wechselt. Daß das Evangelium von heute morgen ein Aberglaube heißt und der Triumph zur Niederlage wird. Und da der Frage, ob die Wege, die wir gehen, bestimmt zum Glück führen, doch nur die unsichere Antwort werden kann: Vielleicht!

Auguste Hauschner.



Erfelenz.

Vor einem Jahr gelang der Internationalen Bohrergesellschaft in Erfelenz der in der Geschichte des deutschen Bergwesens einzig dastehende Verkauf von Kohlenfeldern, deren fünfunddreißigfachen Betrag des Aktienkapitals (von einer Million Mark) als Erträgniß brachte. Dividenden von 100 und, in diesem Jahr, 500 Prozent folgten; und der allmählich zu zahlende Kaufpreis (zur Uebernahme der Felder wurde bekanntlich die Rheinisch-Westfälische Bergwerksgesellschaft m. b. H. gegründet) sichert noch auf einige Jahre den Hauptaktionären von Erfelenz, dem Concern Dresdener Bank-Schaaffhausenscher Bankverein, sehr große Gewinne. Die Internationale Bohrergesellschaft wird seit diesem Erfolg von all Denen angegriffen, die in den Bohrergesellschaften die größte Gefahr für das staatliche und private Bergwerkseigenthum sehen. Aus diesem Gefühl entstand noch 1905 die *Lex Gamp*, die eine Aushangsperrre für die Dauer von zwei Jahren verhängte. Vom Juli 1905 bis zum Juli 1907 kann danach in Preußen kein neues Bergwerkseigenthum erworben werden. Die *Lex Gamp* schuf aber nur ein Provisorium; die eigentliche Reform des Bergrechtes ist noch nicht über das Vorbereitungsstadium hinaus gediehen. Bei der eifrigen Ausbreitungarbeit der Bohrergesellschaften schien Gefahr im Verzug und das Provisorium sollte die Möglichkeit eines Privatmonopols im Bergbau hindern. Was im nächsten Jahr, wenn die *Lex Gamp* zu wirken aufgehört hat, geschehen wird, ist den Meisten heute noch unklar. Im preußischen Handelsministerium ist auf Köllner inzwischen ja Delbrück gefolgt. Die Internationale Bohrergesellschaft braucht sich jedoch um die Zukunft keine Sorge zu machen. Sie wird öffentlich zwar von der Regierung bekämpft, erfreut sich im Stillen aber mancher mächtigen Sympathie. Im Herrschaftsbereich der Internationalen Bohrergesellschaft gab und giebt es keine Bergfreiheit, weder für Private noch für den Staat. Wo Etwas zu hoffen war, wurde gebohrt; und die eigenen Bohrmethoden erlaubten

den Erbkonzernen ein viel intensiveres Arbeiten als anderen Gesellschaften. Trotzdem also die Kreise der Regierung oft gestört wurden, hat sie mit der Internationalen Bohrergesellschaft, die sie doch kaum lieben kann, verhandelt und schließlich eine zehnprozentige Betheiligung an der Rheinisch-Westfälischen Bergwerksgesellschaft angenommen.

Die Internationale Bohrergesellschaft will für alle Fälle zwei Eisen im Feuer haben und hat sich, um für die Eventualität einer Verminderung privater Muthungen in Preußen gesichert zu sein, an die bayerische Regierung gemacht. In Bayern hat vor ein paar Wochen eine Bewegung begonnen, deren Ziel die Einschränkung des privaten Bergwerkseigentumes ist. Man möchte den durch die Leg Camp geschaffenen Zustand erreichen; kann aber nicht mit den Voraussetzungen rechnen, die in Preußen gegeben waren. Bayern besitzt kein nennenswerthes Montangewerbe. Im Grunde giebt es nur zwei große Vertreter der Eisen- und Kohlenindustrie: die Haghütte in Rosenbergl (Oberpfalz) und die Oberbayerische A.-G. für Kohlenverkohlung in Weiskirchen. Unter diesen Umständen, zuzugerechnet die Privatunternehmen die Muthungsfreiheit zu beschränken, von vorn herein ziemlich sonderbar. Die bayerische Regierung geht von dem Gedanken aus, daß Preußen beinahe abgegraben ist und unter der verschärften Berggesetzgebung kaum noch besonders lohnende Gelegenheiten zu neuen Privatmuthungen bieten wird. Die Bohrergesellschaften aber müssen leben und werden, wenn in Norddeutschland nichts mehr für sie zu holen ist, sich nach Süddeutschland wenden. Wegen dieser drohende Invalation will Bayern sich schützen. Württemberg hat, durch Fixirung des Steinkohlenbergbaues, die privaten Unternehmer ja bereits ausgeschaltet. Kenner der Verhältnisse behaupten, der württembergische Steinkohlenbergbau werde allmählich die Lebensmöglichkeit verlieren, weil der Staat nicht Geld genug habe, um Bohrungen in großem Stil durchzuführen zu können. Nehliche Bedenken werden in Bayern gehegt und in Nürnberg hat neulich eine Versammlung bayerischer Grubenbesitzer eine Petition an den Landtag gerichtet, die fordert, die Verhandlungen über die Aenderung der bayerischen Berggesetzgebung zu vertagen, bis alles einschlägige Material gesammelt ist, das allein eine sachgemäße Prüfung der wichtigen Angelegenheit ermöglicht. Bayerische Privatunternehmer, deren Kapital zu beträchtlichen Bohrungen ausreichen würde, klagen vielfach über mangelndes Entgegenkommen der obersten Bergbehörde. An der Spitze der Bergwerk- und Salinenverwaltung stehen alte Herren, von denen man die zum Verständniß privater Unternehmungslust nothwendige Elastizität nicht mehr verlangen kann und die deshalb Gesuche um Erlaubniß zur Niederbringung von Bohrlöchern manchmal mit der gutgemeinten Erklärung ablehnen, daß man an der fraglichen Stelle schließlich doch nichts finden werde. Dieser konservativ-bureaucratische Zug in der bayerischen Bergbauverwaltung mag mit dazu beigetragen haben, daß den etwa vorhandenen Bodenschätzen des Landes bisher nicht die wünschenswerthe Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Das soll nun anders werden. Der Staat will sich neue Bergwerke dadurch kostenlos sichern, daß er Privaten erschwert, Bohrungen vorzunehmen und Bergwerkseigentum zu erwerben. Der Gesekentwurf giebt dem Fiskus das Recht, bei jeder Muthung eines Privaten an das Feld dieses Muthers eine Anschlußmuthung zu legen. Ferner darf er aufgelassene Bergbaubetriebe mit dem Bergwerkseigentum an sich ziehen. Wenn also ein Unternehmen Versuchsbohrungen unternommen hat, die vielleicht, nach Anwendung von einer halben Million Mark, erfolgreich waren, kann der Staat sofort eine Anschlußmuthung legen, dem Privatmuther also Konkurrenz und die weitere Ausbeutung des Bergwerkes

am Ende unmöglich machen. In so unsicherer Situation hätte natürlich Niemand mehr Lust, sein gutes Geld in Kohlen-, Erz- oder Kalibohrungen zu riskieren; eines Tages schöpft ja doch der Staat den Rahm von der Milch. Und neben dem Staat die Internationale Bohrergesellschaft in Erfeleng, die auf Rechnung der bayerischen Regierung in der Rheinpfalz schon nach Steinkohle und in der Oberpfalz nach Eisenerzen gebohrt hat. Nicht ganz ohne Grund fürchtet man deshalb, die Internationale Bohrergesellschaft werde vom bayerischen Staat das Monopol für Bohrungen in Bayern erhalten, das sie ja, mit den ihr zu Gebote stehenden Kapitalien und technischen Hilfsmitteln, besser ausnutzen könnte als irgend ein anderes Unternehmen. Wenigstens Leute sehen sogar schon das Rheinisch-Westfälische Kohlen Syndikat über Bayern herrschen; denn (so kalkuliert man) die Internationale Bohrergesellschaft kann Grubenselber, die sie in Bayern erworben hat, an das Syndikat verkaufen und ihm dadurch die Möglichkeit schaffen, den bayerischen Konsumenten die Preise vorzuschreiben. Bayern verbraucht ungefähr $4\frac{1}{2}$ Millionen Tonnen Kohle im Jahr; davon wurden bis jetzt im Lande selbst etwa $13\frac{1}{2}$ Prozent gefördert. Für neue Bohrungen wäre also Raum genug; und die Furcht vor einer von der Internationalen Bohrergesellschaft gemeinsam mit dem Rheinisch-Westfälischen Kohlen Syndikat zu stabilisierenden Zwangsherrschaft ist nicht ganz so grundlos, wie sie dem ersten Blick scheint.

Auch das größte Eisenwerk Bayerns, die Maximilianshütte, sieht mit einiger Sorge der Zukunft entgegen. Die Männer dieser Hütte haben 1905 in der Oberpfalz beträchtliche Erzlager entdeckt, die auf lange Zeit hinaus die Hochöfen der Gesellschaft mit Material versorgen können. Diese schöne Aussicht würde verhängt, wenn das neue Berggesetz die erforderliche Sanktion fände. Ferner sind in der Oberpfalz, die offenbar noch reiche mineralische Schätze birgt, große Braunkohlenfelder gefunden worden, zu deren Ausbeutung mit einem Aktienkapital von 2 Millionen Mark die Bayerische Braunkohlen-Industrie-Aktiengesellschaft in Schwandorf gegründet wurde. Auch ihr würde die geplante Aenderung der Berggesetzgebung Schaden. Ruhen hätte, wie gesagt, nur die Internationale Bohrergesellschaft, deren „Venerabildirektor“ nicht nur ein gerodorragehoer Kapitler, sondern auch ein wärblickender Kaufmann ist. Er möchte, allen gesetzgeberischen Angriffen zum Trotz, seiner Gesellschaft ein Monopol für alle Bohrunternehmungen schaffen. Kohle, Erz, Kali, Petroleum: Alles gehört zum Machtbereich von Erfeleng. Erst neulich hat die Internationale Bohrergesellschaft gemeinsam mit dem Schaaffhausenschen Bankverein unter dem Namen Nietleben eine neue Kaligewerkschaft gegründet, die im Kreis Netzeburg und im Mansfelder Becken Bergwerkeigentum besitzt. Um seine Wachsamkeit zu zeigen, ist der preussische Bergwerksrat rasch mit einem eben so großen Kalisalzfeld im selben Kreis gefolgt. Auch hier sieht der schärfere Blick die offiziell Verfeindeten wieder Hand in Hand gehen: schließlich nimmt der Staat ja doch immer der Internationalen Bohrergesellschaft die an seinen Besitz grenzenden Felder ab. Auch in der deutschen Petroleumindustrie bereitet sich eine Transaktion vor, bei der die Internationale Bohrergesellschaft die Führung hat. Ein Bündnis soll die großen Petroleuminteressenten endlich vereinen. In Betracht kommen dafür, neben Erfeleng, die Deutsche Tiefbohraktiengesellschaft, die Celle-Wirze-Aktiengesellschaft und die der Deutschen Bank gehörenden Erdölwerke Wiepferdorf, die nicht neben dem Besitz der Internationalen Bohrergesellschaft liegen. Die Erfelenger haben, außer ihren eigenen Feldern, noch die Hannoverisch-Westfälischen Erdölwerke (vormals Reinhold & Schrader) und die Hannoverische Erdölraffinerie-Gesellschaft m. b. H. im Besitz und verfügen über die Aktien-

mehrheit der Maatschappij tot exploitatie van Oliebronnen. Kommt das Bündniß zu Stand, so könnte sich die Möglichkeit einer Verbindung mit der Deutschen Bank zeigen, deren starke Finanzkraft selbst dem Concern Dresden-Schaaffhausen als Helferin willkommen sein müßte. Doch wahrscheinlich werden die „Konkurrenzrücksichten“ den Ausschlag geben und Alles wird beim Alten bleiben.

Fraglich ist, ob die rasche Expansion der Internationalen Bohrergesellschaft die Verstaatlichungspläne zurückdrängen wird oder ob die Regierungen der Bundesstaaten, wenn sie die Bohrergesellschaft für ihre Zwecke benützt haben, sagen werden: „Jetzt ist's genug der gemeinsamen Thätigkeit; künftig bohren wir allein.“ Der bayerischen Regierung wurde bekanntlich nachgesagt, sie beabsichtige, die Harpener Bergbaugesellschaft zu kaufen. Trotz allen Dementis wollte das Gerücht nicht ganz verflummen. Der Wunsch, das Berggesetz zu ändern, hat jetzt aber gezeigt, daß die Pläne des Fiskus nach anderer Richtung weisen. In Preußen sprach man davon, daß im rheinisch-westfälischen Kohlengebiete die beschleunigte Niederbringung neuer fiskalischer Doppelschachtanlagen in nahe Aussicht genommen sei, und kam daher zu der Vermuthung, die Regierung wolle auf diese Weise ihren Eintritt in das Kohlen Syndikat vorbereiten, um bei der Gelegenheit erhöhte Beteiligungsforderungen an den Verband zu stellen. Das könnte heißen: Revanche für Hibernia! Doch Kombinationen sind in solchen Fällen ziemlich unfruchtbar; man muß die Entscheidung abwarten. Gewiß müßte der Staat, als Einheitbegriff gedacht, sich wirksamen Einfluß auf die Preisgestaltung des für alle Industriezweige wichtigsten Rohmaterials sichern, aber er stößt dabei auf ein selbst ihm, dem Beherrscher der Steuerfahne, fast unüberwindliches Hinderniß: woher soll er denn das Kapital nehmen, das nöthig ist, um für eigene Rechnung in großem Stil Bergbau zu treiben? Daß auch das langsame Arbeiten der vom Heiligen Bureaucratius gelenkten Staatsmaschinerie den Wettbewerb mit den freien, beweglichen Privatbetriebsen wesentlich erschwert, weiß Jeder. Daher eben, wie in Bayern, das heimliche Bündniß mit einer großen Privatgesellschaft, das zwar die Möglichkeit eines staatlichen Monopols ausschließt, dafür aber die Gefahr eines von der Regierung gebilligten Privatmonopols heraufbeschwört. Wird das Problem der Verstaatlichung deutschen Bergbaues allgemein in dieser Weise gelöst, dann mag eines Tages mancher Privatunternehmer bedauern, daß er sich einst den Wünschen des Fiskus entgegengestemmt hat. Adon.

Ubi Subi?

Lippelskirch, Sobbielst, Bumiller, Fijcher, Hellwig: Tag vor Tag lesen wir, seit vier Wochen nun schon, die Namen. Und erschauern bei dem Gedanken, sie noch Wochen lang lesen zu müssen. Mindestens Wochen lang. Noch ist das gegen den Major Fijcher eingeleitete Ermittlungsverfahren nicht abgeschlossen. Kann auch nicht abgeschlossen sein. Aktenhöfe, die in elf Jahren gehäuft wurden, sind durchzuarbeiten. Geschäftsbücher, Rechnungen, Verträge zu prüfen, Zeugen zu hören. Das fordert Zeit. Und erst wenn das Ermittlungsverfahren beendet ist, kann entschieden werden, ob Anklage erhoben, und danach, ob das Hauptverfahren eröffnet wird. Ein Bißchen Geduld ist also nöthig. Das zvländige Gericht (der Gardelavallerie-Division) kann nicht helfen. Thatfachen, die auch Herrn von Lippelskirch und Genossen mit hinreichendem Verdacht widerrechtlichen Handelns belasten, können einstweilen nicht ansPicht gekommen sein. Para-

graph 333 des Reichsstrafgesetzbuches sagt: „Wer einem Beamten oder einem Mitgliede der Bewaffneten Macht Geschenke oder andere Vortheile anbietet, verspricht oder gewährt, um ihn zu einer Handlung, die eine Verletzung der Amts- oder Dienstpflicht enthält, zu bestimmen, wird wegen Bestechung mit Gefängniß bestraft; auch kann auf Verlaß der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden.“ Wäre der Thatbestand so klar, wie man nach vielen Berichten der Presse annehmen muß, dann müßte auch gegen die aktiver Bestechung Verdächtigen längst das Verfahren eröffnet sein; zumal gerade in diesem Fall die Gefahr der Korruption, der Thatbestandsverdunkelung im Sinne des § 112 der Strafprozeßordnung nicht gering wäre. Daß es nicht geschehen ist, zeigt, wie wenig man noch weiß. Auch das zunächst Wichtigste noch nicht: ob der auf Befehl des Gerichtsherrn am zwanzigsten Juli verhaftete Major Fischer dringend verdächtig ist, unter Verletzung der Dienstpflicht von Lieferanten, mit denen er im Auftrag des Oberkommandos der Schutztruppen Verträge abzuschließen hatte, Vortheile verlangt oder angenommen zu haben. Was darüber in den Zeitungen steht, ist wertlos. Von den öffentlich Angeeschuldigten erklärt Jeder sich, mit je nach Beruf und Neigung größerer oder geringerer Emphase, für nicht schuldig. Wer diese Attese, Interviews und Apologien liest, kann sich in einen Balkanstaat träumen; da wird, wenn ein Minister beschuldigt ist, eine Kanonenlieferung gegen Entgelt vergeben zu haben, ungefähr so verhandelt. Daß in Preußen, in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ein so skandalöses und lächerliches Treiben denkbar sei, hätte noch vor ein paar Jahren Jeder in heiterer Ruhe bestritten.

Was in den Fabrikstätten Oessentlicher Meinung für „festgestellt“ erklärt wird, wußten wir längst. Daß der Firma Von Tippelskirch & Co. ohne zureichenden Grund langfristige Monopolverträge gewährt worden sind, die ihr erlaubten, mit ungeheurem Profit zu arbeiten. Daß zu den Geschäftsinhabern dieses Kolonialwaarenhauses, das mit dem Reich Millionenabslüsse gemacht hat, Herr von Poddielesi, Preussischer Staatsminister und Bevollmächtigter zum Bundesrath, gehört hat, Frau von Poddielesi noch jetzt gehört (Die Thatfache, daß der Minister seinen Geschäftsantheil, als er in den Reichs-civildienst getreten war, seiner Ehefrau cedirt hat, sollten Pops Freunde nicht zu laut betonen; sie zeugt nicht für die Reinheit des wändels. Wo der Mann, ob die Frau jährlich Hunderttausend einstreicht, ist einerlei: Beide sammeln für die selben Erben. Auch dem Untermandarinen, der mit Tippelskirch Verträge zu schließen hatte, wird gleichgiltig gewesen sein, ob Herr oder Frau von Poddielesi zu den Theilhabern gehörte; solcher Firma wird er stets ohne disziplinwidriges Mißtrauen genäht sein. Stephens Nachfolger hat dem Kaiser offen gesagt, er könne für die Zukunft seiner Jungen die aus dem Kolonialgeschäft fließende Einnahme nicht entbehren, und der Kaiser, der sich vielleicht erinnerte, wie oft Stephan Großkapitalisten verschuldet war, hat dem zweiten Staatssekretär der Reichspost gestattet, diese Einnahme weiter zu beziehen. Nach dieser offenen Aussprache wäre es klüger gewesen, nicht, statt des Mannes, die Frau vorzuschieben. Warum, wenn an der Sache nichts zu bemäkeln war?) Daß in Südwestafrika seit dem Ausbruch des Bantukrieges für Kleidungstücke, Geräth, Nahrungsmittel unverhältnißmäßige Preise gefordert werden; für einen Sad Mehl wird fast das Fehnfache, für eine Flasche Bier das Dreißigfache des in Deutschland zu zahlenden Preises verlangt. Daß trotzdem die gelieferten Materialien und Lebensmittel nicht immer gut waren und namentlich über das theure Schuhwerk geklagt wurde. Daß die Firma Tippelskirch die Konjunktur ohne Scheues Jagen ausgenutzt und in den letzten Geschäftsjahren ungemein stattliche Gewinne vertheilt hat. Das Alles ist hier seit 1904 so oft wiederholt worden, daß mancher Leser wohl angebuhlig wurde. Aber wir wissen noch viel mehr. Daß auch die Firmen Jordan und

Woermann recht reichlich verdient haben. Und daß die für diese Geldvergeudung Verantwortlichen in den Häusern Wilhelmstraße 76 und 77 auf den weichsten Stühlen sitzen. Im August 1905 sagte ich: „Schon in Kolonialschriften aus dem Jahr 1898 ist zu lesen, die kleinen Schiffe der Woermann-Linie brauchten zum Löschen der Ladung in Swakopmund ungefähr vierzehn Tage. Später hörten wir, nun werde ein brauchbarer, dauerhafter Hafendamm gebaut. Ist er nicht fertig geworden oder war die Anlage so jämmerlich, daß er nach drei Jahren schon wieder völlig versagte, kein Baggerpraßeln helfen und die Firma Woermann im Herbst 1904 für ihre auf Lösung wartenden Dampfer mehr als drei Millionen Mark Liegegelder fordern und erhalten konnte? Und nicht nur die Liegegelder verschlingen noch jetzt Unsummen. Die Transportdampfer werden zu Rothstandspreisen gechartert. Trotzdem man auf dem Schauplatz der Witbovitskämpfe und der Britenintriguen, in dem Land, wo der Engländer Bewid einst den Kamaherero gegen Deutschland hetzte, stets mit einer nahen Kriegsgefahr rechnen mußte, ist an eine die Wasserstellen verbindende Etappenstraße nicht gedacht, die Verpflegung der Truppen nicht gesichert worden“. Fragte ich, warum Monate lang und länger nichts geschehen sei, um den von Trotha als „absolute Nothwendigkeit“ geforderten Bau der (zunächst bis Kubus reichenden) Eisenbahn im Reichstag durchzusetzen. Nichts; trotzdem auf der Strecke Lüderichbucht-Kubus die Transportmittel monatlich anderthalb Millionen Mark (also achtzehn Millionen im Jahr auf einer einzigen Strecke) kosteten und dennoch, nach der Meldung des Oberbefehlshabers, „Verpflegung und Materialnachschub nicht gesichert“ war. Alles vergebens. Der Herr Reichskanzler hatte nicht Zeit, sich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben. Ein Sekretär der Kolonialabtheilung schrieb ihm einen Brief, der präzise Angaben über Fehler, Verschwendung, Vergehen machte. Wie es scheint, aber nicht einmal gelesen wurde. Wenn der einundzwanzigjährige Abgeordnete Matthias Erzberger nicht, ohne sich um das Geseiz erdbärmlicher patriotards und offiziellen Gefindes zu kümmern, den Mund so weit aufgethan hätte, wäre vermuthlich noch heute Alles beim Alten.

Dieser junge Reichspartiker hat manchen Fehler gemacht. Kein Wunder, da er sein Material offenbar von sehr verschiedenen Seiten, aus Souterrains und von „Nahgebenden“, bezog und oft wohl nicht wußte, welchen Zwecken er dienstbar gemacht werden solle. Daß er, zum Beispiel, gegen Pattkammer gehetzt wurde, weil man hoffte, die Opferung des Einen, schon durch den Namen Verhassten werde die Wuth schwichtigen und Schuldigere vor verbienter Strafe schützen. Späßhaft war, daß er, der mit der Miene des Sachverständigsten über kameruner Zustände sprach, seine eigenen Rechte und Pflichten nicht kannte. Nicht wußte, daß er, trotz der dem Abgeordneten zugesicherten Immunität, zur Zeugenaussage verpflichtet sei. (Kein Abgeordneter, sagt Artikel 30 der Reichsverfassung, „darf wegen einer in Ausübung seines Berufes gethanen Aeußerung außerhalb der Versammlung zur Verantwortung gezogen werden.“ Jeder Abgeordnete aber, sagt Olshausen, muß Zeugniß ablegen „in einer Strafsache, die auf Grund der vom Abgeordneten gethanen Aeußerung gegen einen Anderen eingeleitet worden ist.“ Daß mans dahin kommen ließ, war politisch höchst unklug; doch Herr Erzberger mußte wissen, was er weigern dürfe, was gewähren müsse.) Ernsthafter, daß dieser Ankläger mit dem katholischen Obersten Ohnesorg, der im Oberkommando der Schutztruppen die Weisheit führte, freundschaftlich verkehrt und von diesem kompetenten vielleicht Manches erfahren hat, was von Eifernden nachher bestritten wurde. Jedenfalls: Erzberger triumphans. So ziemlich auf der ganzen Linie. Seit Lasfers Gründercampagne hat kein Abgeordneter sich einen so persönlichen Catonenerfolg errungen. Fehler hin, Fehler her: daß wir den jungen Herrn im Haus der Schwachgemuthen haben, ist immerhin gut.

Ich kenne den Schützen nicht, glaube aber, daß sein Köcher noch lange nicht leer ist. Hundert Fragen bleiben zu beantworten. Major Frischer war Jahre lang Vorstand der Bekleidungs- und Ausrüstungs-Abtheilung im Oberkommando der Schutztruppen und hatte in dieser Eigenschaft die mit den Lieferanten abzuschließenden Verträge zu entwerfen, zu prüfen und, im Auftrag der Vorgesetzten (Stuebel, Hellwig, Ohnesorg) endgiltig zu vereinbaren. Der selbe Offizier war auch mit der Abnahme der gelieferten Sachen betraut; dabei sollte ihn allerdings eine Kommission unterstützen. Schuf diese Häufung der Pflichten nicht schon eine gefährliche Versuchung? War der Major kaufmännisch so erfahren, daß er die Preise zu kontrolliren und fast allmächtig im Toppelskirchensaat zu herrschen vermochte? Saßen in der Handelskammer, auf deren Gutachten man sich jetzt beruft, auf diesem Spezialgebiet sachverständige Männer? Wer hat das Gutachten eingefordert, wer es verfaßt? Haben die Stuebel, Hellwig, Ohnesorg sich um die Verträge, die Lieferungen ernstlich gekümmert? Mühte die Abnahme-Kommission Mängel und Ueberschneidung nicht merken? Sind in Südwestafrika selbst nicht Verfehlungen entdeckt und Klagen laut geworden? Wer hat in Berlin dafür gesorgt, daß von Alledem nichts an den Tag kam? Und wie ist mit der Firma Woermann, deren Status der Krieg so wesentlich verbessert hat? Was es nicht für alle Fälle der Robilmachung Verträge, die den Norddeutschen Lloyd verpflichteten, Truppen und Material zu bestimmten Preisen zu befördern? Weshalb wurde diese Vertragspflicht nicht länger geltend gemacht? Hat Woermann, der, als ein Hauptinteressent am Handel aller deutsch-westafrikanischen Faktoreien, doch zugleich sein eigenes Geschäft sicherte, niedrigeren Preis gefordert als der Lloyd und, zum Beispiel, Offiziere billiger befördert als andere Reisende? Oder theurer, etwa mit der Begründung, andere Passagiere würden von der Schiffsflechte nicht so reichlich versorgt? Warum ersparte man ihm dann die Unbequemlichkeit der Konkurrenz? Waren Liegegebühren in solcher Höhe nicht zu vermeiden? Sind aus dem Bureau der hamburger Rhederei nicht Vorschläge gekommen, wie man das Völkungswesen organisiren könnte, und sind sie auf dem Weg in die höhere Geschäftsregion nicht ins Wasser gefallen? Wenn diese Fragen und drei Duzend anderer beantwortet sind, kommen wir erst in das schwierigste Gelände: das der Landkonzessionen. Herr Erzberger hält sich zu lange bei Onisquillen auf. Sein Augenmaß ist nicht sicher.

Die Regirenden sollten nicht erst warten, bis diese ernstesten Fragen gestellt werden; der Skandal, der im lieben England, in Frankreich, Belgien und Afrika die Zeitungen füllt, ist nachgerade wohl groß genug. Die Regirenden? Wer sie sucht, steht sich vor ein Regirspiel gestellt. Der Kanzler badet in der Nordsee. Wir lesen zwar oft, er sei wieder kerngesund; doch, wie es scheint, nicht gesund genug, um zur Erledigung der wichtigsten Angelegenheiten nach Berlin zu kommen. Wenn er sich auf die Eisenbahn bemüht, geschieht's, um in eine Sommervilla des Kaisers zu fahren; vielleicht glauben Harmlose dann, der von Onkel Edward endlich gewährte Besuch sei ein Ereigniß von solcher Bedeutung, daß der Kaiser danach sofort mit dem Kanzler sprechen müsse. Oder er reist, um Taufzeuge zu sein, und kehrt schnell wieder an den Strand zurück. Und wo ist der Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg, der Direktor der Kolonialabtheilung, der am Hof Ernst, von einer ihm minder freundlich gesinnten Gruppe Subi genannt wird? Nescio. Irgendwo im Gebirg oder an der See. In der Kolonialabtheilung regirt seit Wochen Herr Geheimrath Mose, der sich schon im Falle Leist so herrlich bewährt hat. In dieser Zeit der „Enthüllungen“. Wo nicht nur von Unterbeamten böse Judisiktionen geleistet werden. (Den entstellten Geheimbericht in Sachen Pattkamer kann, zum Beispiel, kein Kleiner in die Presse geschmuggelt haben.) Wo das wacksame Herrnauge nöthiger wäre

als je vorher. Der Chef in den dunkelsten Winkel hineinleuchten und die Tappelskirch und Genossen erfuchen müßte, nicht durch Interviews und Klisfirungen das Ermittlungsverfahren zu fördern. Oder sieht man gern das Gestrüpp aufwuchern und freut sich, daß in all dem Gerede kein Mensch sich mehr zurechtfinden kann? Hier hört der Spaß auf. Der Kanzler, den selbst seine Bewunderer bisher nicht für einen Fanatiker der Arbeit gehalten hatten, soll durch die Last der Geschäfte beinahe erdrückt worden sein. Schön. Wenn er wieder in Berlin ist, werden wir mit diesem allein Verantwortlichen zu reden haben.

Wo aber weilt Erni? Wo, Donnerwetter, steckt Bubi? Der kann doch nicht auch überarbeitet sein. Er ist noch nicht lange im Amt und hatte, wie Herr Hentig bezeugen könnte, in Koburg und Gotha Ruhe genug, sich auszuruhen. Der Sohn einer Prinzessin von Baden, Gatte einer Prinzessin von Sachsen-Koburg und Gotha, durch seine Heirath Neffe des Britenkönigs, ein Dynastensproß, der Kaiser Konrad den Ersten zu seinen Ahnen zählt, kann sich Manches erlauben. Manches; nicht Alles. Die Herren Tschirsky und Mühlberg, schrieb ich im Juni, werden Erni, trotzdem er ihnen im Amt untergeben ist, pünktlich Reverenz erweisen und selbst der Kanzler wird diesen Kolonialbezermenten seines Gehilfen für internationale Angelegenheiten nicht einfach, wie irgend einen Stuebel, „kommen lassen“. Aus dem Munde des Abgeordneten Semler haben wir ja schon erfahren, daß der Erbprinz direkt, ohne einen Vorgesetzten zu bemühen, mit dem Kaiser verhandelt. Das ist neu; neu auch, daß man, wie etwas Alltägliches, erzählt. Der Erbprinz wird die Geschäfte wie ein großer Herr führen und in den Säulern der Wilhelmstraße 76 und 77 wenigstens immer der Zweite sein.* Nach ihm so gekommen. Daß er aber in solcher Zeit den Geschäften ganz fern bleiben könne, hätte selbst mein Pessimismus nicht für möglich gehalten. Wird er so schlecht bezahlt, daß er genug zu thun glaubt, wenn er mit halber Kraft arbeitet? Mir ist erzählt worden, der Unterstaatssekretär Zwele aus dem Reichsschatzamt habe zugegeben, daß der Erbprinz als Vierteljahreszulage zu dem Gehalt des Kolonialdirektors aus dem eigentlich für Witwen und Waisen bestimmten, vom Kaiser aber nach freiem Ermessen verwendbaren Dispositionsfonds sechstausend Mark beziehe. Wer aus diesem „Allerhöchsten Dispositionsfonds“ Etwas haben will, muß sonst erst die Bedürftigkeit nachweisen. Muß, als alter Offizier, dem Polizeilieutenant seines Revieres ausführlich seine Nothlage schildern. Erhält, wenn sein Gesuch bewilligt ist, aus dem Reichsschatzamt eine Zuschrift folgenden Wortlautes: „Seine Majestät der Kaiser haben Allerhöchstdigt geruht, Euer Hochwohlgeborenen eine fortdauernde Unterstützung von monatlich . . . Mark bis auf Weiteres aus dem Allerhöchsten Dispositionsfonds bei der Reichshauptkasse zu bewilligen.“ Auf der Monatsquittung wird bestätigt, daß der Petent „Unterstützung“ erhält. Von alten Offizieren, deren Bitte oft unerhört bleibt, wird die Kasse deshalb das Almosenamt genannt. Wird aus diesem Fonds das Gehalt des Kolonialdirektors ergänzt, so ist selbst für einen Hohenlohe durchaus keine Schande; nur ein wunderlicher Vorgang. Doch mit oder ohne Zuschuß: so viel Interesse müßte schließlich

Rein Industrieller, Bankdirektor, Kaufmann dürfte es wagen. Der Unwille der Aktionäre, der Kunden oder Gläubiger würde ihn aus seiner Stellung scheuchen. Hat der Reichskanzler nicht die Macht, nicht den Muth, dem Erbprinzen zu sagen, daß von allen Koloniallängern sein Urlaub unter solchen Umständen eigentlich das Ärgste ist, ein in Preußen und im Deutschen Reich noch nicht erlebtes und der bündigste Beweis der Behauptung, Fürstensproffen taugten nicht in den Staatsdienst, der strenge Arbeit fordert?

Dampfplüge bauen wir in den bewährtesten
Strassenlocomotiven und
Dampfstrassenwalzen bauen wir gleichfalls als Specialitäten in allen practischen
 Grössen und zu den mässigsten Preisen.
John Fowler & Co. in Magdeburg.

Berliner Bock-Brauerei

Abteilung I.
 Tempelhofer Berg.

Berlin

Abteilung II.
 Chausseestr. 58.

Wir empfehlen unsere anerkannt vorzüglichen Biere in Gebinden u. Flaschen.

Gefällige Bestellungen erbitten
 per Telefon: Amt VI, 3039, Amt IX, 9191, Amt III, 2533 u 2023

Die Direktion.



Hotel „Cecilie“ Wiesbaden

Erstklassiges Haus. Allerfeinste freie Lage neben Kurhaus u. Kgl. Theater.
 Zimmer von Mk. 8.— an, mit Pension von Mk. 10.— an.

Secession Kurfürstendamm 208/209.

Geöffnet täglich 9-7 Uhr.

Eintritt 1.— Mk., Sonntags 0,50 Mk.

Klinik (Sanatorium) für **Gallensteinkranke mit Kurhaus** Schönhausen
 Berlin. (Magen-, Darm-, Leberleidende). Nieder-
 Einheitsliche Behandlung. idyllischer gesunder Landaufenthalt zur
 Ohne Operation nach bewährten wissenschaftl. Methoden. Prospekte kostenfrei. im Königlichen Park Beste Verpflegung.
 Dr. B. SCHUERNAYER, Berlin SW., Königgrätzerstrasse 110

Sanatorium in Meiningen in Thüringen für Nervenkrankte u. Entziehungskuren.
 Moderne physikalisch-diätetisch geleitete Anstalt mit
 familiärem Charakter. Besitzer: Nervenarzt Dr. med. **Carl Adolf Passow.** J. 55.

Patent-Fabrik 75
 Berlin-**bureau Arendt**

Eheschliessungen in England.
 Führer d. d. beir. Gesetze und Ratgeber
 für Eheschliess.-Reflekt. Preis 1,50 M. Verlag:
Brock & Co., 90 Queen St. London, E. C.

3 Stunden Schnellzug von Berlin

Ostsee-Bad **HERINGS DORF**

(nur Sand-Strand)

„**KURHAUS**“

Schönstes u. vornehmstes Hotel der Ostsee, allerersten Ranges, neubaut, am 1. Juni d. J. eröffnet, direkt an d. gr. Dampferlandungsbrücke, unmittelbar am Strand u. Kurpromenade, umgeben v. herrl. Buchenwald, 300 Zimmer, fast alle nach der See, sämtlich mit Balkons in der gr. Glassalle, 2000 Personen fassend, Restaurant mit vornehm. französ. Küche Fahrstuhl. Ueberall elektr. Licht und Zentralheizung. Saison bis 1. November.

BERLINER HOTEL-GESELLSCHAFT
 (Hotel „Der Kaiserhof“, Berlin).

Insertionspreis für die 1spaltige Nonpareille-Zelle 75 Pfr.

Das Beste vom Besten ist
Dr. Alberti's einzig echte
Puttendörfersche

Schwefelseife

Waschen Sie sich nur mit dieser
seit mehr als 50 Jahren
rühmlichst bekannten **Toiletteseife**

Gegen rauhe, spröde u. fleckige Haut, beseitigt
Sommersprossen etc. und ist unerreicht zur
Erzielung einer zarten, sammetweichen Haut.

Preis à Paket mit 2 Stück 50 Pfg.
3 Pakete nur M. 1,25

Zu beziehen durch die Fabrik
F. W. Puttendörfer, Berlin-W. 30, Frobenstr. 21

Erreicht
ichon
nach
kurzem
Gebrauch

Schöne
zarte
jugend-
frische
Haut.



Sanatorium Oberwaid

bei St. Gallen Schweiz.

Naturheilanstalt I. Ranges mit allem Komfort
nach Dr. Lahmann. Auch für Erholungs-
bedürftige und zur Nachkur. Spez.-Abteil.
zur Behandlung von Frauenkrankheiten.
3 Aerzte, 1 Aerzlin. Dir. Otto Wagner.

Beste Gelegenheit die Kur mit einer Schweizreise und
Besuch der Ausstellung in Mailand zu verbinden!
Ausführl. illustr. Prospekte gratis.

Fusschweiss auch Hand und Achselchweiss

sofort geruchlos und normal durch



„Miotan“

(gesetzl. gesch.) ganz unschädlich. Franko-
Zusendung gegen 75 Pfg. in Briefmarken.
Echt einzig und allein bei **Max Arndt**,
Berlin C. 19, Seydelstr. 31a am Spittelmarkt.

Unerreicht feinsten goldgelber
Zuckerhonig

5 Pfd. inkl. Emailletopf Mk. 1,80, 10 Pfd. inkl.
Emailletopf Mk. 3.—, 10 Pfd. inkl. Emailleimer
Mk. 2,60, 25 Pfd. inkl. Emailleimer Mk. 6,50
100 Pfd. Mk. 20.—, Nutzen 350%, Kloster-
tropfen 350%, Nutzen, feinst. Tafelliquor (Be-
nedictinerart) in Steinfäßchen à Ltr. Mk. 2,50
ab hier g. Nachh. **Necklenburgische Honigwerk**,
Oskar Busse, Malchow i. M. No. 17.

Die Hauptströmungen der Literatur d. 19. Jahrhunderts.

Von **Georg Brandes.**

6 Bde. 9. Aufl. 65, 25 M. Leinwbd. 30 M.
Dasselbe: Wohlfr. Ausg. 6 in 2 Lwbd. 20 M.

Die Philosophie Herakleitos.

d. Dunklen v. Ephes. v. F. Lassalle. 2 Bde.
Lex. 8. Originalausg. 20 M.

Geschichte der menschlichen Ehe

v. Ed. Westermarck. 2. Auflage. 589 Seiten
10 M. Leinwbd. 11,50 M.
Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und
sittengeschichtl. Werke gratis franko.
H. Barsdorf, Berlin W 30, Habsburgerstr. 10.

Georg Hessing's

**Technisch-Orthopädische Heilanstalt
Gross Lichterfelde-Ost, bei Berlin.**

Erfolgreiche Behandlung bei freiem Umhergehen von: Hüft-, Knie- und
Kniegelenk-Entzündung, sowie der Entzündung der Wirbelsäule,
von frischen und alten Knochenbrüchen, Bruch des Schenkelhalses,
Kinderlähmungen u. deren Folgen, Verkrümmungen der Wirbel-
säule, Verkrümmungen nach Gicht, Rheumatismus etc. Angeborener Hüft-
Luxation, auch nach erfolgloser Eisencur und im vorgeschrittenen Alter.

— Prospekte auf Wunsch. —

— Eigener Wagen auf Verlangen an jedem Bahnhof Berlins. —

Deutsche Mittelmeer-Levante-Linie

Norddeutscher Lloyd, Bremen - Deutsche Levante-Linie Hamburg.



Regelmässiger
wöchentlicher Passagierdienst
zwischen

**MARSEILLE · GENUA ·
NEAPEL · PIRÄUS ·
SMYRNA · KONSTANTINOPEL ·
ODESSA · NICOLAJEFF · BATUM**
und zurück

In allen Häfen genügend Aufenthalt
zum Besuch der Sehenswürdigkeiten.
Unterbrechung der Reise gesattelt.

Wegen Fahrkarten, Auskunft über Reisen u. a. wende
man sich ausschliesslich an:

Norddeutscher Lloyd, Bremen
oder dessen Agenturen.

Gold- u. silb. Medaille Paris 1900

Für Magere u. Schwache!

Bildlich. Wohler. Ideale Körpergestalt-
zunahme, volle Figur besitzen Sie besorgt.
Pohl's **Herkules-Desserts**,
Nähr- und Kraft-
sind nussentfärbend, stärkehaltig u. Insekten-
bittend, regen den Appetit an, für den Magen
außerordentlich leicht verdaulich. In Ordnung
u. Kinder. In einer Woche schon die 6 Pfund
zunahme. Garantiert völlig unerschöpflich.
Viele Dankschreiben. Karton Mk. 4.00 info.
3 Porten Mk. 11.—. Preis p. Packung.
Bestellhaus „Gorbata“,
Georg Pohl, Berlin, Hohenzollernstr. 66

Niemand kaufe
wieder

Spielwaren



ohne d. letzt. Neuheiten v. Carl Brandt & Co.
Görsnitz S.-A. gefragt zu haben. In allen
bes. Spielwaren-Geschäften erhältl.

Für Gesellschaft, Reise und Sport
unentbehrlich!

Pallabona

Einzig dastehendes trockenes
Haarreinigungsmittel.

Nasses od. spirituelles Waschen überflüssig
Gesetzl. gesch. Aerztlich empfohlen.

Preis pro Schachtel 2,50 Mk.

Käuflich in allen f. Parfüm-, Drogen- u.
Friseurgeschäften oder direkt durch

Pallabona-Vertrieb, München 66.

Photogr. Apparate

neueste Modelle, nur erstklassige
Fabrikate zu Originalpreisen
gegen bequeme Teilzahlungen
ohne Preiserhöhung.

Goerz Triäder Binocle,
Reissold's Dachprismen-Feldesteher,
Erstkl. Harmoniums.
Jll. Kataloge kostenfrei.

Schoenfeld & Co. Inhaber
Hermann Roscher,
BERLIN SW. 11, Schönberger Str. 9

Berliner-Theater-Anzeigen

Kleines Theater.

Freitag, den 17./8. 8 Uhr. *Première.*
Mimensiege, Diplomatie in d. Ehe.
Das Trottoir roulant.

Sonnabend, den 18., Sonntag, den 19. und
Montag, den 20./8. 8 Uhr.

Dieselbe Vorstellung.
Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Landes-Ausstellungs-Park.

Neu erbaut: Festsäle, Café u. Conditorei,
gedeckt. Gartenhallen, Fontaine lumineuse.

Dejeuners v. 2,50 Mk. an b. 2 Uhr Nachm.
Diners v. 3,50 Mk., Soupers v. 4 Mk. an.

Täglich: Doppel-Concert.

VERFASSER v. Dramen, Gedichten,

romanen etc. bitten
wir, sich zwecks Unterbreitung eines vor-
teilhaften Vorschlags hinsichtlich Publi-
kation ihrer Werke in Buchform, mit
uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiser-Pl., BERLIN-WILMERSDORF.
Modernes Verlagsbureau Curt Wigand.

Komische Oper

Direktion: Hans Gregor.

Freitag, den 17./8. 8 Uhr.

Die Boheme

Sonnab., den 18. u. Sonntag, den 19./8. 8 U.

Hoffmanns Erzählungen

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr:

Auf, in's Metropol!

Grosse Jahres-Revue mit Gesang und Tanz
in 9 Haldern von Julius Freund
Musik von Victor Hollaender.

Bender.

Josephi.

Massary.

Giampietro.

Steidl.

Lilly Walter.

Passage-Theater.

The 4 Black Diamonds.

Fechterin u. 14 erkl. Nummern. Anf. 8 Uhr.

Lortzing-Theater.

In den Räumen d. vollständig renoviert. u. neu ausgestatteten früh. Belle-Alliance-Theaters.

Oper

Direktion: **Max Garrison.**

Operette

Eröffnung: Sonnabend, den 1. September 1906.

1855 gegr. **MÖBEL-SPEZIAL-AUSSTELLUNG** gegr. 1855

für
Speise-, Herren- und Schlafzimmer

E. Langer, Tischlermeister, Kochstrasse 62

Vorteilhafter Einkauf — Beste Ware — Weitgehendste Garantie

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27.

Dejeuners * Diners * Soupers

Täglich Concert bis morgens 4 Uhr

Weinhandlung u. Restaurant-Betriebs G. m. b. H.

Hannover

Dr. Kaufmann's Sanatorium für Gallensteinerkrank. u. Stoffwechselkrankh.

Steuerndieb (H). Operationslos!

Herrliche Lage. • Bewährte Methode. • Illustr. Prospekte.

Dr. Rumler'sche

Spezial-Heilanstalt Silvana, Genf 480

für Neurasthenie (Nervenschwäche) der Männer (und zwar allgemeine — des Gehirns und Rückenmarks — sowie beschränkte, auf bestimmte Organe, wie Herz, Magen-Darm, Sexual-System etc. konzentrierte) Einzige, modernst eingerichtete, mit den vielseitigsten Helfaktoren ausgestattete Anstalt, welche sich so ausschließlich diesen Leiden widmet und in langjähriger Erfahrung eigenartige, besonders wirksame Heilmethoden hierfür geschaffen hat. Luft und Klima ist hier gerade für Neurastheniker von eminenter, sozusagen spezifischer Wirkung, sodass in Verbindung mit unseren Kurmitteln die überraschendsten Erfolge erzielt werden, selbst bei Patienten, die schon alle möglichen Kuren erfolglos versucht. Prospekte durch die Direktion.

Ihre Sommerreise

sollten Sie nicht ohne «GRIEBEN'S REISE-FÜHRER» antreten. Ausführliche Verzeichnisse sendet kostenlos Ihre Buchhandlung oder der Verlag ALBERT GOLDSCHMIDT in BERLIN W. 62.

Schockethal bei Cassel.

Ideal-Kuranstalt f. nat. Heilw. Gr. Erfolge. Märchenh. Lage, Waldpik., Wassersport, Jagd. Prosp. Equip. Teleph. Dir. Art: Dr. Schwanitz.

Nervenschwäche der Männer.

Ausführliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,30 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Observer Unternehmen für Zeitungsausschnitte

Wien I, Concordiaplatz 4. Best alle hervorragenden Tagesjournale, Fach- und Wochenschriften aller Staaten und versendet an seine Abonnenten

Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema.

Prospecte gratis.

Schriftsteller!



Bekannter Verlag überm. litter. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Aeuss. günst. Beding. Off. unt. B. M. 205. an Haasen-stein & Vogler, A.-G. Leipzig.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 55. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27—39. III. Quartal des XIV. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Pressung etc. zum Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Dresdner Werkstätten für Handwerkskunst

Einzelmöbel. Wohnungs-Einrichtungen.
Mitarbeiter die hervorragendsten Künstler.
Dresdner Hausgerät (Maschinen-Möbel,
Zimmer von Mk. 300 an), Ausstattungs-
briefe von Dr. Friedr. Naumann, sowie eine
Denkschrift über das Dresdner Hausgerät
Mk. 1.50. Dresdner Gartenmöbel (Preis-
buch 50 Pf.), Künstlerstoffe und Teppiche.
WERKSTÄTTEN: BLASEWITZER-
STR. 17; VERKAUFS- UND AUS-
STELLUNGSRÄUME: RINGSTR. 15.

Veritas.

D. gebild. Welt muss darauf aufmerks. gem. w., dass d. grosse, einzig dastehende Unternehmen zur Feststellg. d. Wahrh. in uns wichtigst. strittig. Frg. mit Hilfe aller Denker jetzt schon als gz. wohl durchf. erklär. w. d. f., da sich d. orig. Verfahren seit 1 1/2 Jahren als zweckmässig bewährt. Keiner uns. vielen d. Philos. ist imstande, eine d. vielen wichtig. in ds. Organ aufgestellten eth., relig. und philos. Thesen zu entkräften oder andere S. aufzustellen, d. nicht entkr. w. k. Das d. jetzt schon mit grss. Wahrscheinlichkeit behpt. w., da bisher jeder derartige Versuch misslungen ist. Keiner dser. hervorr. Denker kann einen vernünft. Grund anführen, warum ds. grosse, herrliche Werk nicht d. Unterstützung aller Denker und Forscher verdienen sollte. Wenn also uns. Gelehrten sich nicht entschliessen k., zur Erreichg. des hohen Zieles beizutragen, so d. f. d. Grund dafür nicht in der Unvernunft dser. grandiosen Idee und in d. Unfähigkeit d. Unternehmers gesucht w. u. sd. d. eigentl. Ursachen dser. beklagenswerten Gleichgültigkeit leicht zu erraten. Wenn nur ein hervorr. Schriftsteller in e. bedeutenderen Blatte anerkennend auf d. ungeh. Wichtigkeit dser. Aufgabe aufmerksam m. wollte, so wäre d. Organ bald überall verbreitet, d. Arespg. aller Denker für alle Zukft. konsolidiert u. d. schönste Erfolg gesichert. Die festgestellten Sätze und Lehren wären ja die einzigen von denen behauptet w. d. f., dass sie kein Mensch zu entkr. imstande ist u. könnten gewiss bald überall zur Anerk. und Beachtg. gebracht w. Heute darf das noch von keinem einzigen bisher aufgestellten S. behpt. w. — Die bisher erschienenen 16 Hefte sd. zu 35 Pf. — 40 h bei Prof. E. Wihan. Trautmann i. Böhmen zu haben.



Saalecker Werkstätten

Gesellschaft mit beschränkter Haftung.

Saaleck bei Kösen in Thüringen

Künstlerische Leitung: Prof. Schultze-Naumburg.

Geschäftliche Leitung: Direktor Helmuth Koegel

Abt. I: Architektur Abt. II: Gartenanlagen

Abt. III: Möbel und Inneneinrichtungen

Die Saalecker Werkstätten übernehmen den Bau oder die Anlage von Stadt und Landhäusern, Gethöfen, Herrschaftshäusern, Schlössern, Villen, Gärten und Parkanlagen, sowie die Lieferung einzelner Möbel und ganzer Wohnungseinrichtungen.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der

Cigarren-Firma Diedrich Seekamp in Bremen (Postfach 267)

Wir bitten denselben freundl. Beachtung schenken zu wollen.



Regelmässige
Schnell- & Postdampfer-Verbindungen

von
BREMEN
nach
AMERIKA

New-York über Sawhampson - Cherbourg
LONDON PARIS

Baltimore - Galveston - Cuba

Süd-Amerika - Brasilien - La Plata

Mittelmeer - Aegypten

Ostasien - Australien

Specialprospekte werden auch von
sämtlichen Agenturen kostenfrei ausgegeben

Norddeutscher Lloyd
Bremen

Dr. med. Hofmann's
Kuranstalt für
BAD NAUHEIM, Bismarckstr. 1, gegenüb. d. staatl. Badhäusern.

Elektrotherapie, Hydrotherapie, Gymnastik, Massage, Diätetik, Röntgenlaboratorium etc.

— Ambulante Behandlung. — Sanatorium.

Dr. med. Jul. Hofmann, Dr. med. Ludwig Pöhlmann. Procap. frel.

Herzkrankte



„Sanatorium
Zackental“

Bahnlinie: Warmbrunn—Schreiberhau.

Fernsprecher 27.

oberhalb

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

für chronische, innere Erkrankungen, neu-
rasthenische u. Rekonvaleszenzen-Zustände,
Diätetische Kuren.

Douchen, Wasser-, Kohlensäure-, Elektr.
Wasser- und Licht-Bäder, Bestrahlungen,
Vibrationsmassage, Inhalatorium nach
Dr. Heryng. Luftbad, Liegehallen.

Zentralwarmwasserheizung, elektr. Be-
leuchtung. Romantische windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Lage. See-
höhe 490 m. Ganzes Jahr geöffnet.
Näheres Dr. med. Hartseh, dirig. Arzt
oder Administration in Berlin S.W.,
Möckerstr. 118.



Der Vesuv in seiner neuen Gestalt.